Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 16 (2003)

Artikel: Besondere Wälder zwischen Gonzen und Hirschensprung : Waldporträts aus dem Forstkreis Werdenberg

Autor: Vetsch, Ernst / Benz, Peter / Trümpler, Jürg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893321

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Besondere Wälder zwischen Gonzen und Hirschensprung

Waldporträts aus dem Forstkreis Werdenberg

Unsere Beziehung zu den Wäldern ist keineswegs nur auf die ihnen vom Gesetzgeber zugeordneten «nützlichen» Funktionen beschränkt. Wälder sprechen wohl die allermeisten Menschen auch persönlich in ihrem seelischen Empfinden an und berühren letztlich die an und mit Wäldern lebende Gesellschaft als Ganzes. Gedanken zu dieser emotionalen Beziehung angestellt und zu Papier gebracht hat der Schweizer Dichter Robert Walser in seinem 1903 erschienenen, wunderschönen Aufsatz «Der Wald», aus dem hier ein paar Sätze zitiert seien.

«Unser Land ist voll rauschender Wälder. Das gibt, in Verbindung mit Flüssen, Seen und Bergzügen, eine liebe Heimat. Unsere Gegenden bezeichnen Wälder von verschiedener Art. Eine Art Wald hat ihr besonderes, sich dem Gedächtnis einprägendes Aussehen. […] Wälder sind herrlich, und dass unser Land so voll Wald und Wälder ist, ist das nicht herrlich? Wäre es unsere Heimat, wenn es ein Land wäre, das ohne Wald läge? So läge es bloss, erstreckte sich bloss, wäre zum Messen, hätte gewiss auch seine Grenzen, aber lebte es? Und lebten wir in ihm, wie wir jetzt leben, da es voll Wald ist?»

Als Dichter fragt Walser auch «Ist der Wald poetisch?», und er antwortet: «Ja, das ist er, aber nicht mehr als alles andere Lebendige auf der Welt. Besonders poetisch ist er nicht, er ist nur besonders schön! Von Dichtern wird er gern aufgesucht, weil es still ist darin und man wohl in seinem Schatten mit einem guten Gedicht fertig werden kann. Er ist viel in Gedichten, der Wald, deshalb glauben gewisse, sonst gänzlich poesielose Menschen, ihn als etwas besonders Poesievolles verehren und beachten zu müssen. Beachtet und notiert ihn euch immerhin! Der Wald bleibt deshalb ganz ebenso unbekümmert und frisch Wald. […] Die Poeten, das ist sicher, lieben den Wald, die Maler auch, das ist ebenso sicher, und alle braven Menschen, besonders aber Liebende! Den Wald liebt man am Wald, nicht das Poetische daran.»[1]

Alte Eiche im Malanserholz (Wartau). Bild: Markus Gabathuler, Buchs.

Persönliche Beziehungen zu ganz bestimmten Wäldern schwingen auch in den nachfolgenden Aufsätzen mit. Die Verfasser – mit einer einzigen Ausnahme die Förster des Forstkreises Werdenberg – wurden von der Jahrbuch-Redaktion gebeten, einen oder mehrere Wälder ihres Wirkensbereichs zu porträtieren, Wälder, die ihnen besonders lieb sind, mit denen sich spezielle Erinnerungen verbinden, die sie immer wieder aufsuchen.[2] Der Entscheid, über welchen Wald sie schreiben wollen, ist den Autoren nicht leicht gefallen: Der Landstrich zwischen Gonzen und Hirschensprung ist voller – teils auch versteckter – «besonderer» Wälder. Die kleine Aufsatzsammlung ist denn auch als stellvertretende Auswahl zu verstehen.

H.J.R.

1 Robert Walser [1878–1956], *Der Wald.* Erstdruck im August 1903 in *Sonntagsblatt des Bund* (Bern), Prosasammlung *Fritz Kochers Aufsätze.*

2 Im Rahmen dieses «Auftrags» ist auch der Aufsatz «Die Waldungen in Hinterelabria und am Palfriser Chamm» des Wartauer Revierförsters Kobi Gabathuler entstanden. Wegen des engen und ergänzenden thematischen Zusammenhangs mit Theo Dietschis Beitrag «Gefahren an den Berghängen» findet er sich mit letzterem an anderer Stelle dieses Buches platziert.

Die Wälder von Magletsch und das Gretschinser Holz

Ernst Vetsch, Weite

Der Rundgang beginnt bei der Festung Magletsch, führt über Ferlüls durch das Gretschinser Holz nach Selva und wieder zurück nach Magletsch. Seit ich dieses Gebiet kenne, faszinieren mich die Wälder in diesem Gebiet ganz besonders. Die Vielseitigkeit in jeder Beziehung, die Artenvielfalt und die abwechslungsreiche Landschaft auf so kleinem Raum sind einzigartig.

Das durchwanderte Gebiet erfüllt die Anforderungen, die der Mensch heute an den Wald stellt, in optimaler Weise. Die naturnahen und strukturreichen Wälder bieten uns optimalen Schutz. Der Mensch findet hier Erholung in einer noch verhältnismässig ruhigen Umgebung. Der Ausblick auf das Rheintal bis zum Bodensee und auf die umliegenden Berge lässt einem den Lärm und die Hektik in einer Entfernung von nur wenigen hundert Metern vergessen. Der Wald in diesem Gebiet bietet aber nicht nur Schutz und Erholung, sondern er liefert auch viel gutes Nutz- und Brennholz.

Von Magletsch steigt der Weg leicht an. Ich komme an dicken, alten Buchen und Eichen vorbei. Der lichtdurchflutete Wald mit seinem üppigen Unterwuchs hat etwas Märchenhaftes an sich. Die Bäume bieten verschiedenen Spechtarten gute Nahrungs- und Brutmöglichkeiten, zum Beispiel kommt hier auch der Schwarzspecht vor.

Ich überquere eine Wiese und tauche wieder in den Wald ein. Auf dem Weg über den Brögstein, in früherer Zeit der Zugang zum Gretschinser Holz, gelange ich erneut auf eine Wiese. Die freistehenden, mächtigen Eichen sind typisch für die in früheren Jahren als Frühlings- und Herbstweide genutzten Flächen. Zunächst geht es nun Waldrändern entlang, bevor ich wieder in den Wald hineinkomme. Auf einem rücksichtsvoll in die Landschaft eingefügten Waldsträsschen durchwandere ich hallenartige, bald dunkle, bald lichte Buchenwälder und gelange wieder zum Ausgangspunkt Magletsch zurück.

Das milde Wartauer Klima begünstigt eine sehr grosse Artenvielfalt. Nebst vielen anderen Baumarten sind die Edelkastanie, der Speierling, der Kirschbaum, der Nussbaum, die Föhre und die Lärche im Gretschinserholz anzutreffen. Auf den höchsten Erhebungen finden wir einige Arten wie zum Beispiel die Felsenbirne, die sich nur auf diesen sonnigen, kargen Kalkfelsen behaupten können. Nicht nur

Frühlingserwachen am Waldrand im Gretschinser Holz zur Zeit der Kirschbaum- und Schwarzdornblüte.

Frühling im Laubwald: Hier sind Nutz- und Wohlfahrtsfunktion optimal vereint.

Hallenartiger Buchenwald vor dem Blattaustrieb im Frühjahr.

die Baumarten sind in diesem Gebiet aussergewöhnlich vielfältig. Das Gretschinser Holz ist auch Lebensraum für unzählige Straucharten und Bodenpflanzen. Diese Vielfalt bietet wiederum der Tierwelt ideale Voraussetzungen. Unzählige Insekten, verschiedene Reptilien, eine reiche Vogelwelt, zahlreiche Kleinsäuger sowie Fuchs, Reh und Hirsch kommen hier vor.

Je nach Jahreszeit zeigt sich das Landschaftsbild in immer wieder anderer Pracht. In allen Grüntönen erwacht der Frühling, und viele Waldränder sind von Orchideenwiesen gesäumt. Im Sommer bieten die Buchenwälder auch bei grösster Hitze noch angenehme Kühlung. Der Herbst mit seinen Hunderten von warmen Farbtönen von Gelb über Rot bis Braun ist für mich eine der schönsten Jahreszeiten. Und ein Rundgang im Winter, wenn ich die ersten Spuren durch den Schnee ziehen kann, ist wieder ein ganz anderes Erlebnis.

Bilder

Ernst Vetsch, Weite.

Das Ranserholz

Peter Benz, Sevelen 423.360

Das Ranserholz liegt an einem Ost- bis Südosthang am nördlichen Ende der Gemeinde Sevelen. Es erstreckt sich von der Grenze der Gemeinde Buchs im Norden bis zum Rösli. Im Westen ist das Gebiet begrenzt durch die Felswand von Ifelgup (Valgup). Im Süden erstreckt es sich bis zu den ersten Häusern des Weilers St.Ulrich und der Plattengasse. Am Fuss des Ranserholzes liegen der Weiler Rans und der südliche Dorfteil von Oberräfis. Das ganze Gebiet befindet sich im Besitz der Ortsgemeinde Sevelen.

Grosse Artenvielfalt

Im Ranserholz wachsen viele verschiedene Baumarten und Sträucher. Auch die Bodenvegetation ist überaus vielfältig. So kommen auf dem grossenteils durch sehr dünne Humusauflage geprägten Boden zahlreiche Blumenarten vor, die auch Trockenheit ertragen. Besonders im Frühling, wenn die Kirschbäume blühen und die Morgensonne auf das Gebiet scheint, erstrahlt das Ranserholz in spezieller Pracht. Die weiss blühenden Kirschbäume leuchten so hell, als ob es über Nacht geschneit hätte. Leider ist ihre Blütezeit relativ kurz, dafür sind die reifen Kirschen umso süsser. Die wild wachsenden Kirschbäume haben kleinere Früchte als die veredelten Sorten, aber sie sind viel schmackhafter. Es gibt zwei verschiedene wilde Sorten. Die meisten Bäume tragen schwarze Kirschen, einige Bäume aber auch rote.

Das Gebiet ist von einem lockeren Baumbestand bestockt. Die alten, mächtigen Stiel- und Traubeneichen bilden zusammen mit den Kirschbäumen und den grossen Haselnussbüschen den Hauptbestand. In den vergangenen Jahren wurde die Pflege des Ranserholzes jedoch vernachlässigt. Die Bauern, welche die Wiesen in Pacht haben, lassen die Eschen und Brombeeren auf den offenen Flächen ungehindert wachsen. Die Esche verjüngt sich auf der ganzen, nur sehr extensiv genutzten Fläche sehr stark. Ebenso verjüngt sich die Birke und teilweise sogar die Zitterpappel. Besonders die Esche überwächst alle anderen Baumarten. Teilweise schliesst sie die Kirschbäume vollkommen ein, so dass diese langsam eingehen.

In den letzten drei Jahren wurde dieser Entwicklung nun aber nicht mehr untätig zugesehen. Jedes Jahr wurden ein paar grössere Eschen gefällt. Die Äste wurden von der Ranser Bevölkerung aufgeräumt.

Der lockere Baumbestand verleiht dem Ranserholz seinen besonderen landschaftlichen Reiz. Damit die freien Flächen nicht verbuschen und die grosse Artenvielfalt erhalten bleibt, ist aber auch viel Pflege nötig.

Auch den Brombeeren wurde zu Leibe gerückt. So konnte die Fläche unter dem Ranserholzweg zum grössten Teil von Eschen und Brombeeren befreit werden. Mit einem nur einmaligen Einsatz können die Brombeeren allerdings nicht eingedämmt werden. Es sind jedes Jahr erneute Einsätze nötig, die jeweils an einem gemeinsamen Arbeitstag geleistet werden. Dieser erfreut sich grosser Beliebtheit. Aus der Ranser Bevölkerung machen jeweils bis zu zwanzig Personen – vom Schulkind bis zum Rentner – mit. Unterstützt wird dieser Arbeitstag von Mitgliedern des Ornithologischen Vereins und der beiden Jagdgesellschaften Wald und Farnboden. Die Ortsgemeinde stellt ihre Arbeiter ebenfalls zur Verfügung; sie stiftet jeweils auch die Getränke und das abschliessende Mittagessen.

Im Gebiet des Ranserholzes wachsen verschiedenste Pilzarten.[1] Besonders an den Pilztagen sind deshalb sehr viele Leute unterwegs, die das ganze Gebiet nach Pilzen durchstreifen und dabei auch fündig werden. Von Steinpilzen über Eierschwämme bis hin zu sehr seltenen Arten bietet sich eine reiche Fülle. Nach Auskunft der Pilzkontrollstelle wachsen in einem Teil des Ranserholzes sogar Pilze, die vom Aussterben bedroht sind. Als vor fünf Jahren einige Buchen gerüstet wurden, fürchtete die Pilzexpertin Notta Tischhauser, dass es nun um eine dort vorkommende seltene Pilzart ganz geschehen sei. Ein Jahr später meldete sie jedoch mit Freude, sie habe die Art wieder gefunden. Im angrenzenden Buchenbestand, wo jetzt etwas mehr Licht auf den Boden gelangt, kommt der Pilz sogar in noch grösseren Exemplaren vor als früher.

Steinbruch Campiun

Im Gebiet des Ranserholzes befindet sich der Steinbruch Campiun. In diesem werden seit 1927 Hartsteine hauptsächlich zur Herstellung von Bahnschotter, Vorgrundsteinen und Mauersteinen abgebaut. Die Produktion ist vor allem auf Bahnschotter abgestimmt, wobei feinere Körnung, die beim Aufbereitungsprozess entsteht, für hochwertige Beläge Verwendung findet. Das Gestein zeichnet sich durch eine hohe Witterungsbeständigkeit aus.

Im Moment ist der Steinbruch stillgelegt. Ein Gesuch um die Weiterführung liegt zurzeit in St.Gallen. Beim Stein, der im Übertagbau abgetragen wurde, handelt es sich um Basalt, einem sehr harten Material. Die mächtigsten Schichten, die es lohnt, abgebaut zu werden, befinden sich im obersten Bereich. In den ersten Jahren des Abbaus wurde alles Material auf kleine Bahnwagen verladen und in südöstlicher Richtung bis zum Almeisli und weiter bis zum Bahnhof Sevelen transportiert.[2] Das Bahntrassee ist heute noch zum grössten Teil vorhanden, inzwischen aber etwas überwachsen. Es sind Bestrebungen im Gang, dieses Trassee wieder freizulegen, um es als Wanderweg benützen zu können.

Die weiss blühenden Kirschbäume leuchten so hell, als ob es über Nacht geschneit hätte.

Beliebtes Naherholungsgebiet

Das Ranserholz ist ein viel begangenes Naherholungsgebiet für die Bevölkerung von Sevelen, Rans, Buchs und aus dem Fürstentum Liechtenstein. Das ganze Gebiet ist von vielen teils stark begangenen Wanderwegen und Pfaden durchzogen. Auf diesen trifft man Wanderer mit und ohne Hunde, Jogger, Reiter und auch Biker und während der Pilztage natürlich auch viele Pilzsammler. Ein Teil der Wege und Pfade ist vor vielen Jahren durch das Holzreisten entstanden. Der Wald selber ist mit einer Strasse, die als Trennlinie zwischen Wald und Wiese geführt ist, erschlossen.

Naturschutz

Das Gebiet des Ranserholzes ist Teil des BLN-Gebiets Nr. 1613, Speer–Churfirsten–Alvier. Das heisst, es ist als Landschaft von nationaler Bedeutung eingetragen.

Aufgrund von Kartierungsarbeiten ist bekannt, dass in diesem Gebiet Fledermäuse vorkommen. Es handelt sich dabei um das Braune Langohr, die Zwergfledermaus, den Kleinen und den Grossen Abendsegler.[3] Die aufgehängten Fledermauskästen werden von den Fledermausspezialisten beobachtet und untersucht. Dabei wurde festgestellt, dass die Kästen hauptsächlich als Zwischenstationen bei der Jagd und bei den nächtlichen Streifzügen benützt werden. Die eigentlichen Nachtschlafplätze befinden sich mehr im anschliessenden Nord–Süd-Tal von Ifelgup. In den dortigen Felswänden gibt es viele Höhlen, in denen sich die Fledermäuse aufhalten. Fledermaushöhlen wurden auch in Bäumen im angrenzenden Waldstück entdeckt. Diese Bäume wurden von Fledermausspezialisten markiert und in einen Plan eingetragen, denn die

1 Zu den Pilzvorkommen im Werdenberg vgl. in diesem Buch den Beitrag «Die Pilze in den Werdenberger Wäldern» von Notta Tischhauser-Rauch.

2 Näheres zu dieser Transportbahn findet sich bei: HEER, ANTON, *Werkbahnen im St.Galler Rheintal.* – In: *Werdenberger Jahrbuch 2001.* Buchs 2000, S. 59ff.

3 Vgl. dazu in diesem Buch den Beitrag «Die Säugetiere unserer Wälder und ihrer Umgebung» von Peter Eggenberger.

Baumhöhlen sind für den Forstdienst vom Boden aus nicht immer sichtbar. Mit den Markierungen werden die Bäume nun aber sicher beachtet und wenn immer möglich stehen gelassen. Auch Bäume um den jeweiligen Fledermaushöhlenbaum herum werden stehen gelassen, damit dieser nicht einem Sturm zum Opfer fällt.
Das Ranserholz mit dem aufgelockerten Baum- und Strauchbestand dient ebenfalls vielen anderen Tieren als Lebensraum. Der Feldhase fühlt sich in dieser Landschaft sehr wohl. Er hat hier genügend Möglichkeiten, sich zu verstecken und ist trotzdem nahe an seinem Futterplatz. Dasselbe gilt für das Rehwild. Es kann am Abend mit wenigen Schritten mitten im Äsungsgebiet stehen. Die Äsungsangebote sind sehr gross, obwohl auch Vieh auf den Wiesen weidet.
Ebenfalls der Hirsch hat sein Einstandsgebiet im Ranserholz. Er ist zwar meistens im Waldstück anzutreffen. Verbissschäden des Rehs und Schälschäden vom Hirsch zeigen im Wald denn auch die Anwesenheit dieser Tiere an. Die Bäume werden vom Hirsch zudem teilweise regelrecht zusammengeschlagen. In den letzten Wintern wurden im ganzen Gebiet vermehrt auch die Stechpalmen und die sich im Ranserholz selbst verjüngenden Douglasien vom Wild heimgesucht. Sie wurden teilweise weiss, das heisst bis aufs Holz geschält.

Der Dachs, der seine Höhle im angrenzenden Gebiet hat, unternimmt gelegentlich Streifzüge ins Ranserholz. Die von ihm ausgetretenen Pfade sind gut zu sehen. Auch den Baummarder führen nächtliche Streifzüge ins Ranserholz, das durch die Artenvielfalt für ihn ein ideales Jagdgebiet ist. Siebenschläfer und Haselmäuse benutzen teilweise die Fledermaus- und Vogelnistkästen als Schlafplätze und als Überwinterungsmöglichkeiten. Von diesen Kleinsäugern werden vermehrt Frassschäden an Birken und Lärchen festgestellt. Dabei wird vor allem im Wipfelbereich die Rinde abgefressen. Die geschädigten Bäume werden meistens wipfeldürr; die Wipfel brechen mit der Zeit ab, und die betroffenen Bäume zeigen verkrüppelte Wuchsformen.
Natürlich sind im Ranserholz auch viele verschiedene Vogelarten anzutreffen. Der Waldkauz hat hier schon oft Junge grossgezogen. Auch die Waldohreule hört man am Abend mit ihrem typischen Ruf, der einem manchmal einen Schauer über den Rücken fliessen lässt.
Im zusammenhängenden Waldstück auf dem Rücken des Ranserholzes wurden viele abgehende Bäume als Totholz stehen gelassen. Es sind dies vor allem Föhren, Fichten und vereinzelt auch Buchen. Diese Bäume werden von verschiedenen Spechtarten als willkommene Nahrungsplätze angenommen. Beobachtet wurden der Buntspecht, der Grünspecht, der Schwarzspecht und der Kleinspecht. Noch nicht mit Sicherheit festgestellt ist, ob sie alle auch hier brüten.

Nur kurz dauert die Blütezeit – dafür sind dann die im Frühsommer reifen Kirschen umso süsser.

Jugenderinnerungen

Als Kinder besuchten wir das von Räfis aus zu Fuss gut erreichbare Ranserholz mit unserem Vater. Besonders im Herbst war es ein besonderes Vergnügen, auf den von raschelndem Laub bedeckten Wegen zu gehen. In den Reistgräben lag das Laub so tief, dass man sich gut darin verstecken konnte. Der Duft des frischen Laubes ist etwas Besonderes.
Manchmal brieten wir Würste oder Zigeunerplätzli, wozu wir Stecken benötigten. Jene des Haselnussstrauchs erwiesen sich als die dauerhaftesten. Eschen- oder Ahornstecken, die wir manchmal auch schnitten, fingen viel schneller Feuer. Sie waren oft schon durchgebrannt, bevor die Wurst gebraten war. Die Haselnussstecken waren meistens auch schön gerade, und vor allem mussten sie nicht weit gesucht werden, denn im Ranserholz hat es genügend geeignete Sträucher. Vater schickte uns auch ins Ranserholz, um Stecken für die Bögen unseres kleinen Treibhauses zu schneiden. Haselstecken lassen sich gut biegen.
Für unsere Holzheizung ergantete mein Vater von der Ortsgemeinde Sevelen jeweils stehende Bäume, vor allem in der näheren Umgebung, also im Rösli oder im Ranserholz. Dorthin konnte man praktisch den ganzen Winter gelangen, denn der Schnee lag meist nicht sehr lange.
Während meiner Forstwartlehre ging mein Lehrmeister, der Seveler Revierförster Johann Gähler, zur Vermittlung der Pflanzenkenntnisse mit mir meistens ins Ranserholz. Dort waren auf kleinstem Raum praktisch alle wichtigen Strauch- und Baumarten zu finden. Bei Führungen mit Schulklassen oder Vereinen, die nun ich als Revierförster zu leiten habe, besuche ich das Ranserholz ebenfalls oft. Es bietet mit seiner Artenvielfalt immer wieder bleibende Eindrücke.
Ich hoffe, dass das Ranserholz in seiner Artenvielfalt noch lange erhalten bleibt. Damit dies gelingt, ist aber eine intensive Pflege nötig. Ein Tag im Jahr ist dazu sicher viel zu wenig. Die Frage ist nur: Wer bezahlt diese Pflegearbeiten?

Bilder

Peter Benz, Sevelen.

Das Höland und der Inggarnolwald

Jürg Trümpler, Sevelen 423'367

Der Tobelbach rauscht, einzelne Vögel zwitschern. Vom Tal ziehen leise Nebelschwaden in den Hölandwald mit seinen grossen Fichten, Tannen, Buchen und Bergahornen. Das Idyll ist wohltuend nach einem strengen Tag im Büro. Langsam und vorsichtig pirsche ich mit meinem Blaser-Stutzer und dem Gebirgsstock vom Vorderhöland Richtung Hinterhöland. Jedes verursachte Geräusch kann das Wild vertreiben. Immer wieder schaue ich mit dem Fernglas den von Bergsturzmaterial übersäten Berghang hinauf zu den Kalkfelsen. Vielleicht lässt sich zwischen den Nebelschwaden eine Gämse beobachten. Der Weg bis zum hinteren Hochsitz ist recht gut. Bis dorthin wird der Wald auch bewirtschaftet.

Ich komme recht gut voran und setze mich bald einmal auf die Kanzel in einer Waldlichtung, die durch die Nutzung der Bäume in den letzten Jahren entstanden ist. Erhaben liegen der Steilhang, die Geröllhalde, die Felsen, die alten Bäume, die Büsche vor mir. Es ist äusserst interessant, die Natur lange und eingehend zu betrachten. Rund fünfzig Meter vor mir, wo durch die Pflege der Jäger ein Stück Wiese in einer Bejagungsschneise liegt, ist das Gras an einer Stelle zusammengedrückt. Dort hat letzte Nacht ein Stück Wild gelegen, ein Lager, wie die Jäger es nennen. Am Waldrand steht eine Fichte mit einem geknickten Wipfel, den der Sturm in den vergangenen Tagen abgebrochen hat. Da fliegt plötzlich mit grossem Geschrei ein Eichelhäher über die Lichtung und setzt sich am Lichtungsrand auf einen Ast. Nicht viel später macht sich an einem absterbenden Baum ein Schwarzspecht zu schaffen. Nun ist es aber Zeit, den Cervelat, das Bürli und das kleine Bier aus dem Rucksack zu geniessen, für mich immer eine besondere Freude. – Doch was ist das? Ich höre das Geräusch von herunterfallenden Steinen: ein Zeichen, dass Gämsen in der Nähe sind. Und tatsächlich, schon wechseln eine Gamsgeiss und ein Gamskitz von links oben in die Lichtung. Bald ziehen noch mehr Gämsen nach, etwa zwölf Stück müssen es sein, ein ganzer Fasel, fünf Geissen, vier Kitze und drei Jährlinge. Heute ist ein guter Tag, denn schon oft habe ich den ganzen Abend gar nichts gesehen. Mit dem Fernglas schaue ich ihnen lange beim Äsen zu. Sie kommen bis auf hundert Meter heran. Es ist ein wunderschöner Anblick, die Muttertiere mit ihren Kleinen zu beobachten. Das Gewehr bleibt in der Ecke der Kanzel stehen, obwohl die Jährlinge erlegt werden könnten. Der Augenblick ist zu schön. Mit der Zeit ziehen die Gämsen weiter und entschwinden meinem Blick. Die Nacht zieht herauf, und ich verlasse den Hochsitz mit grosser Zufriedenheit.

Nebeneinander von älterem Baumbestand und Naturverjüngung im Höland. Bild: Jürg Trümpler, Sevelen.

Das Höland ist ein Wald, der mich immer wieder in seinen Bann zieht. Vom Höland Richtung Imalschüel wird die rechte Talflanke immer wilder und steiler. Dieses Gebiet ist sehr ruhig. Ich meide es, um das Wild nicht zu stören. Ganz hinten im Talkessel, auf derselben Bachseite, liegt der Inggarnolwald, ein eigentlicher Urwald.

Kaum Spuren von Menschen

Dieser Wald fasziniert durch seine Wildheit, Unberührtheit und Schönheit. Die Menschen haben hier kaum Spuren hinterlassen. Aus den alten Waldwirtschaftsplänen sind nur minimale Nutzungen für Brennholz in den Alphütten und für Weidezaunpfähle bekannt.

Bis tief hinunter beastete Bäume, zum Teil über 200 Jahre alt, kämpfen um ihr Überleben. Abgestorbene und umgefallene Bäume liegen kreuz und quer. Dort, wo genügend Licht und Wärme dazu kommt, stellt sich auf den Baumleichen Jungwald ein, und es wächst eine üppige Bergvegetation. Fast jeden Winter fahren Lawinen die Runsen herunter. Da in ganz Imalschüel jeweils viel Schnee liegt, werden diese Ereignisse kaum bemerkt. In der Lawinenchronik des Kreisforstamtes ist nur eines vermerkt: «24./25. Februar 1973: Diverse Abrisse im Carnol, von hinter der Roten Platten bis zum Felssturzgebiet; relativ geringe Waldschäden.»

Der Wald liegt in der Gemeinde Sevelen, gehört aber zum grössten Teil der Ortsgemeinde Buchs. Es wachsen rund 70 Prozent Buchen, 20 Prozent Fichten und Lärchen und 10 Prozent Bergahorne, Tannen, Vogelbeeren, Weiden, Bergulmen und Bergföhren in ungleichaltrigen Beständen auf 1250 bis fast 1500 Meter über Meer. Der Wald stockt auf Kalk, zum Teil Hangschutt und zum Teil Ablagerungen eines Bergsturzes von 1954. Der verwitterte Boden ist feinerdereich, lehmig, nährstoffreich. Die Neigung geht von 30

Blick über den Talkessel von Imalschüel gegen den Chopf (rechts von der Bildmitte), die Felswände des Hurst (Rote Platten) und die hinteren Bereiche des steilen Inggarnolwaldes (links). Bild: Hans Jakob Reich, Salez.

bis zu 200 Prozent in den steilsten Hangabschnitten. Das Gebiet ist gegen Nordwesten exponiert, dem Föhn abgewandt, ziemlich feucht, ein Gewitterkessel. Im Frühling liegt der Schnee in den Mulden im unteren Teil sehr lange. Die topographischen Kleinstandorte sind vielfältig und wechseln rasch ab. Wir finden zahlreiche Pflanzengesellschaften: Steinrosen-Bergföhrenwald, Buntreitgras-Tannen-Buchenwald mit Rostseggen, Buntreitgras-Fichtenwald, Hochstauden-Tannen-Buchenwald mit Bärlauch, den Typischen Karbonat-Tannen-Buchenwald sowie den Typischen Hochstauden-Fichtenwald.

Die Sukzession der Pflanzen (Pionierwald – Übergangswald – Endbestand), die Gruppen- und Rottenbildung kann gut beobachtet werden. Auch die Baumformen, die hier vom stetigen Überlebenskampf zeugen, sind sehr vielfältig. Der Wald ist auch ein Rückzugsgebiet für das Wild. Er ist die Kinderstube der Gämsen. Rotwild und Rehe können ab und zu beobachtet werden. Ebenfalls der Adler wurde hier beobachtet. Er hatte einen Adlerhorst in den Felsen unter dem Hurst gebaut. Wo die Natur Ruhe hat, finden sich auch viele Vogelarten und Raubwild ein. Der Wald kann von Imalschüel her sehr gut beobachtet werden. Im Gebiet selbst war ich in meinem Leben erst dreimal, denn ich möchte diesem Urwald möglichst seine Ruhe lassen.

Einmal hatte ich ein schönes, forderndes Jagderlebnis: Vor einigen Jahren im Spätherbst war ich den ganzen Tag im Gebiet Imalschüel ohne Erfolg auf der Gamspirsch. Ich wollte schon den Heimweg antreten, da zeigte sich unterhalb des Inggarnolwaldes eine starke, schon ältere Gamsgeiss. Ich beobachtete sie lange, um sicherzugehen, dass sie kein Kitz führte. Dann begann die Pirsch. Die Gams zog sich in den Wald zurück. Ich stieg von der Alp zum Tobelbach hinunter, deponierte meinen Rucksack und stieg auf der anderen Bachseite über Stock und Stein den Hang im Inggarnolwald hinauf, immer der Gams hinterher. Es begann bereits zu dunkeln, und leichter Schneefall setzte ein. Da stand die Gams plötzlich rund 70 Meter vor mir. Sie konnte mich nicht spüren, da zuvor der Talwind eingesetzt hatte. Ruhig und sicher konnte ich sie erlegen. Erst jetzt merkte ich, wie weit oben im Inggarnolwald ich bereits war. Die Müdigkeit machte sich bemerkbar. Ich begann das Tier zu bergen und schaffte es knapp bis zum Bach hinunter. Bereits lagen einige Zentimeter Schnee. Fast auf allen Vieren kroch ich ohne Gams den Berghang zur Alphütte Imalschüel-Untersäss hinauf, wo mein Auto abgestellt war. Mit diesem fuhr ich talwärts, um Hilfe zu holen. Nicht weit nach der Buchser Grenze traf ich auf Wildhüter Peter Eggenberger. Er hatte mich beobachtet und wartete dort, weil er dachte, da könne etwas nicht stimmen. Er half mir, das erlegte Tier zu bergen. Zufrieden über den erlebnisreichen Tag und dankbar für den Dienst des Wildhüters sank ich an diesem Abend hundemüde ins Bett.

Der Rheinauenwald der Ortsgemeinde Buchs

Reinhard Roduner, Buchs

423 369

Um Land für die landwirtschaftliche Nutzung zu gewinnen, waren die einst ausgedehnten Auenwälder entlang des Rheins bereits vor der Rheinkorrektion durch Rodungen stark dezimiert worden. Bei den heute im Werdenberg noch bestehenden Galeriewäldern handelt es sich zu einem grossen Teil um Waldflächen, die sich im Streifen zwischen dem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichteten Hochwuhr und den sogenannten Lettendämmen – also innerhalb des zuvor breiteren, nach der Rheinkorrektion über Schleusen kolmatierten Flussbettes – entwickelt haben. Eine der wenigen Ausnahmen bildet hier der Rheinauenwald der Ortsgemeinde Buchs im Gebiet Wiesenfurt–Ceres, der bis heute auch Flächen ausserhalb des erwähnten Streifens umfasst. Allerdings wurden hier in jüngerer Zeit verschiedentlich Rodungen vorgenommen, so während des Ersten und Zweiten Weltkriegs sowie im Zusammenhang mit dem Nationalstrassenbau (1972–1975).

Der Zustand um 1950

Ein von Bezirksförster (später Kreisoberförster) Josef Widrig im Jahr 1950 verfasster technischer Bericht für ein «Aufforstungs- und Instandstellungsprojekt Rheinauen–Malbun» der Ortsgemeinde Buchs gibt Einblicke in die damaligen Verhältnisse im Rheinauenwald. Es heisst in diesem Bericht: «Während des letzten Weltkriegs, 1939–45, mussten für den Mehranbau in den Rheinauen 46 [Hektaren] Wald = 30 [Prozent] gerodet werden. Dieses Rodungsland wird heute noch – im Gegensatz zu verschiedenen andern Gemeinden – dank der Besiedelung mit Feldscheunen intensiv bewirtschaftet. An eine Wiederaufforstung dieser Rodungsflächen ist nicht zu denken.

Nach den grossen Übernutzungen während des Krieges macht sich heute schon eine gewisse Holzknappheit geltend, die insbesondere bei der Bereitstellung des in Buchs immer noch üblichen 'Bürgerholzes' in Erscheinung tritt. Der Verwaltungsrat hat angesichts dieser Lage Mittel und Wege gesucht, um den durch Rodungen und Übernutzungen eingetretenen Produktionsausfall zu kompensieren. Die Möglichkeiten, durch Ankäufe von Privatwaldungen und von für die Aufforstung geeigneten Berggütern den Verlust von Wald und Holz wettzumachen, sind jedoch sehr beschränkt, und nicht jedes zum Kauf angebotene Grundstück eignet sich für diesen Zweck.

Das genannte Ziel kann viel besser durch Ausschluss der Weide sowohl im Hochwald wie vor allem in den Rheinauen erreicht werden.»

Wie Widrig ausführt, umfasste das Projekt, das durch den Eidgenössischen Forstinspektor am 2. Juni 1949 vorbesichtigt und durch die Ortsbürgerversammlung im Herbst 1949 ohne Gegenstimme angenommen worden war, drei getrennt liegende Vorhaben: eine Wald-/Weide-Ausscheidung in den Rheinauen, die Aufforstung des zugekauften Berggutes Rutz am Buchserberg und eine Wald-/Weide-Ausscheidung auf der Alp Imalbun (Malbun).

In den fünfziger Jahren durch Wald-/Weide-Ausscheidung arrondiert: Rheinautratt der Ortsgemeinde Buchs mit Blick auf den heute als Waldreservat bezeichneten Rheinauwald.

Zur Wald-/Weide-Ausscheidung in den Rheinauen schreibt Widrig: «Die beweidete Fläche durch Grossvieh und Jungpferde beträgt 1950 noch 53 [Hektaren]. Als Ersatz für verloren gegangene Waldweide wird die in der Nähe des Auscherms gelegene offene Weide arrondiert und intensiver bewirtschaftet. Die Arrondierung beschränkt sich auf ein 610 [Meter] langes und 140 [Meter] breites, somit 8,54 [Hektaren] messendes Rechteck, in welches total 3,90 [Hektaren] Wald fallen, von dem 75 Aren gerodet und zur Weide geschlagen werden und 3,15 [Hektaren] als mit Oberständern bestockte Weide erhalten bleiben.

Geologie und Boden
Die Schwemmlandböden sind sandig bis kiesig, hier magere Kiesböden, dort feiner 'Letten', alles in bunter Folge. Der Grundwasserstand spielt eine entscheidende Rolle für die Fruchtbarkeit. Infolge der grossen Trockenheit im Sommer 1949 sind die Schleusen [eine befand sich ungefähr auf Höhe der heutigen Raststätte Fösera] geöffnet und die Waldungen periodisch überflutet worden.

Vegetation und Waldbestand
Im Projekt beschrieben als typische Aue, konnte diese nur künstlich überschwemmt und überlettet werden, durch Öffnen der Schleusen. Mittels eines Dammes sind Weide- und Ackerland vom Schleusenbereich geschützt worden.
Im Mittelwaldbetrieb sind verschiedene Schichten vorhanden.
• Die niederste Schicht ist die Kraut- und Strauchschicht, in der verschiedene niedere und hohe Kräuter (z. B. Brennnessel) und Sträucher wie Sanddorn, Berberitze, Geissblatt, Weissdorn, Liguster, Hartriegel, Pulverholz (Traubenkirsche) und Weiden aller Art vorkommen.
• In der Mittelschicht spielt die Weisserle die Hauptrolle. Diese trägt mit ihrem Eintrag an Stickstoffbakterien wesentlich zur Tätigkeit der Bodenlebewesen und damit zum Abbau der jährlich anfallenden Schicht an Kraut- und Laubabfall bei. Innerhalb eines Jahres ist in der Regel der grösste Teil der Schicht in Humus umgewandelt. Die Erlen werden alle 20 bis 25 Jahre abgeholzt und wachsen auf natürliche Art, in sogenannten Stockausschlägen, wieder nach.
• In der Oberschicht finden wir zur Hauptsache die Alber (Schwarzpappel) und die Felbe (Weissweide). Seltener sind die Birke, die Eiche und die Esche. Ab und zu findet man auch eine Ulme, Robinie, Linde oder Ahorn. An Nadelhölzern sind Rottanne und Föhre in Einzelmischung vorhanden. Um ca. 1920 ist mit gutem Erfolg die Kanadische Pappel (Zuchtpappel in verschiedenen Klonen) angepflanzt worden. Ein Klon mit dem Namen Yvonnand wurde um 1945 durch den damaligen Bezirksförster Schmutziger ins Rheintal gebracht und hat sich, wüchsig und resistent gegen Stürme und Schneebruch, bis heute erhalten.»

Im Waldreservat Ceres. Eine letzte Erinnerung an die einstigen Rheinauenwälder mit ihren mächtigen Felben und Albern.

Kiesentnahme aus dem Rhein

Nicht nur die Rheinkorrektion und die Rodungen haben in den Rheinauen starke Veränderungen bewirkt, sondern ebenfalls die massive Rheinkiesausbeutung seit den vierziger Jahren. In Buchs und Sennwald wurden durch die Rheinkies AG Baggerwerke erstellt. Das in diesen gewonnene Kies wurde per Bahn – mit dem «Rheingold-Express» – nach Schmerikon ZH transportiert. Über die beiden Baggerwerke wurden jährlich 120 000 m³ Kies abgeführt. Zusammen mit privaten Kieswerken sowie jenem der Strafanstalt Saxerriet wurden dem Rhein pro Jahr rund 200 000 m³ Kies entnommen. Zusätzlich erforderte der Bau der N 13 etliche Millionen Kubikmeter Kies. Insgesamt wurden dem Rhein auf der st.gallisch-liechtensteinischen Strecke von 1940 bis Anfang der siebziger Jahre 15,6 Millionen Kubikmeter Kies entnommen, allein 1969 1,1 Millionen Kubikmeter.[1] Der Einsturz der Rheinbrücke zwischen Buchs und Schaan am 14. August 1970 war das Alarmzeichen zur Drosselung der Ausbeutung, die 1973 schliesslich ganz eingestellt wurde.
Die Kiesentnahmen führten zu einer Vertiefung der Rheinsohle um bis zu vier Meter. Mit der Sohlenabsenkung sank ebenfalls der Grundwasserspiegel, was für den Auenwald von entscheidendem Einfluss ist: Eine derart massive Veränderung, wie sie der Mensch hier im Laufe einer einzigen Generation bewerkstelligt hat, übersteigt jeden natürlichen Prozess.
Ich durfte das Forstrevier Buchs im Oktober 1969 von meinem Vorgänger Oskar Hofmänner übernehmen und habe somit die Auswirkungen der Rheinsohlenabsenkung aus direkter Anschauung mitverfolgen können.

Beobachtungen seit 1969

Bis 1970 war der Rheinauenwald noch im Zustand, wie ihn Josef Widrig im eingangs zitierten Text beschreibt. Die Erlen wurden noch flächig ab Stock an Holzganten verkauft, und aus der Oberschicht wurden die «reifen» Bäume entnommen. Als Förster hatte man bis anhin einzig im Auenwald die Möglichkeit, Bäume zu ernten, die man auch eigenhändig gepflanzt hatte. Pappeln zum Beispiel konnten mit 25 Jahren ohne weiteres Brusthöhen-Durchmesser von bis zu 80 Zentimetern aufweisen. Innerhalb von nur zwei bis drei Jahren war nun aber der Grundwas-

Urgestalt im Cereswald: eine alte Felbe, die in ihrer Jugend wohl noch den unkorrigierten Rhein gesehen hat und in einem richtigen Auwald gestanden ist.

serspiegel massiv gesunken – Hunderte von Kubikmetern Dürrholz waren die Folge. Besonders betroffen waren alte Albern, Pappeln und Felben. Sie hatten ihren «Wurzelteppich» auf Höhe des Grundwasserhorizontes ausgebreitet. Beim raschen Absinken des Wasserspiegels vermochten vor allem ältere Bäume, die auch viel Wasser brauchen, ihr Wurzelwachstum nicht mehr zu aktivieren und mussten somit «verdursten».

In die Zeit um 1970 fiel auch der Beginn des Ausfalls der Weisserle. Waren zuvor auf den Schlagflächen innerhalb eines Jahres 1,5 bis 2 Meter hohe Stockausschläge nachgewachsen, musste man nun feststellen, dass der natürliche Erlennachwuchs ganz ausblieb.

Mitte der achtziger Jahre stellte ich eine starke Zunahme von dürren Ästen an Eichen fest. Das Absterben der Äste nahm in der Folge weiter zu, das Laub verfärbte sich immer mehr bereits im Sommer, und mittlerweile sind viele Dürrständer zu sehen.

Im Jahr 1998 wurden durch den Phytosanitären Beobachtungs- und Meldedienst (PBMD) der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL), Birmensdorf, Untersuchungen durchgeführt. Die Ursache für das Absterben der Eichen wurde im Wurzelraum vermutet; man untersuchte auf Pilzbefall und wies den Honiggelben Hallimasch (*Armillaria mellea*)[2] nach. Unter der Rinde der toten Eichen wurden stammumfassend bis auf eine Höhe von 1,5 Metern die weissen, für diese Hallimaschart typischen Myzelmatten festgestellt. Der WSL-Experte vermutet, «dass ein gestörter Wasserhaushalt im Wurzelraum der Eichen den Krankheitsausbruch förderte».[3] Hallimaschbefall zeigte sich im Jahr 2000 ebenfalls an rund 200 Pappeln.

An Naturverjüngung wachsen heute im Rheinauenwald eigentlich nur noch Harthölzer heran, vorwiegend Ahorn, Esche, Ulme und Traubenkirsche. Im Wesentlichen verursacht durch die Flusssohlen- beziehungsweise Grundwasserabsenkung, wird die ehemalige Weichholzau zu einer Hartholzau. Der Waldbestand steht in einem engen Lebensraumverbund mit dem angrenzenden Feuchtgebiet Wiesenfurt, einem Amphibienlaichgebiet und Flachmoor von nationaler Bedeutung.[4] Dabei kommt insbesondere dem Eichenbestand im nördlichen Bereich ein hoher Stellenwert zu. Die ornithologische Bedeutung des Gebietes bestätigte sich in der Brutvogelkartierung von 1991, bei der 33 Arten festgestellt wurden.[5]

Waldreservat

Der südlich des teils regenerierten Altwasserlaufs und heutigen Schutzgebietes Wiesenfurt gelegene Wald der Ortsgemeinde Buchs ist das grösste zusammenhängende Auenwaldgebiet auf Buchser Boden. Relikte des ehemaligen Zustandes sind seit dem 1. Juli 1995 als Waldreservat geschützt. Dieses ist unterteilt in 21 Hektaren Totalreservat und 20 Hektaren, auf denen spezifische Eingriffe möglich sind. Seit 1997 besteht zwischen der Ortsgemeinde und der Politischen Gemeinde ein Bewirtschaftungsvertrag für ökologisch wertvolle Waldränder um das ganze Reservat (Gesamtlänge 3520 Meter).

Das Totalreservat grenzt an die eingangs erwähnte Intensivweidefläche, die sogenannte Rheinautratt. Meiner Meinung nach wäre es sinnvoll und landschaftsgeschichtlich gerechtfertigt, etwa zwei bis drei Hektaren, das heisst etwa 10 bis 15 Prozent der Teilfläche, in den ursprünglichen Zustand als Waldweide zurückzuführen.

Das Schutzgebiet Wiesenfurt und das angrenzende Waldreservat sind mit ihrem Artenreichtum wichtige Elemente für die Lebensraumvernetzung. Ein Spaziergang durch dieses Gebiet – selbstverständlich nur auf den Wegen – ist ein erholsames Erlebnis.

1 Vgl. dazu GÖLDI, CHRISTIAN, *Die Rheinkorrektion von 1927 bis heute.* – In: *Werdenberger Jahrbuch 1990.* Buchs 1989, S. 93ff., insbesondere S. 98f.

2 Die eher wärmeliebende Art kommt in Mittel- und Südeuropa vor und befällt verschiedene Wirtsbäume, besonders Laubgehölze. Gemäss «Merkblatt für die Praxis» Nr. 21/1994 (Hg. WSL) ist Armillaria mellea ein «gelegentlich sehr aggressiver Primärparasit». – Zum Hallimasch und zu den Pilzen allgemein siehe auch den Beitrag «Pilze in den Werdenberger Wäldern» von Notta Tischhauser-Rauch in diesem Buch.

3 Protokoll der Begehung vom 20.8.1998 bei Buchs (SG); mit Datum vom 21.1.1999 gez. von Roland Engesser, PBMD, WSL Birmensdorf.

4 In der Wiesenfurt (Pülsgiessen), dem ehemaligen Mündungslauf des Grabserbachs und des Buchser Giessens, sind in den achtziger Jahren als Ersatz für Lebensraumverluste durch den Nationalstrassenbau vier Weiher und sieben Tümpel ausgebaggert worden. Damit konnten im durch die Grundwasserabsenkung weitgehend trocken gelegten Altwasserlauf wieder offene Wasserflächen geschaffen werden. Das Gebiet mit einem Moorperimeter von 5,35 Hektaren wurde 1987 im Rahmen der Flachmoorkartierung erfasst und ist seit 1994 im Bundesinventar der Flachmoore von nationaler Bedeutung als Schutzobjekt Nr. 1935 ausgewiesen; zudem ist es auf der seit 2001 rechtskräftigen Liste der Amphibienlaichgebiete von nationaler Bedeutung als Objekt SG 201 aufgeführt. Vgl. auch: SCHÄPPER, HANS, *Der lange Weg zum Ersatz-Biotop Wiesenfurt.* – In: *Werdenberger Jahrbuch 1997.* Buchs 1996, S. 214–215.

5 Siehe dazu in diesem Buch den Beitrag «Die Vogelwelt des Werdenberger Waldes» von Peter Schönenberger/Georg Willi, wo die in der Wiesenfurt 1991 festgestellten Brutvogelarten in einer Grafik aufgeführt sind.

Bilder

Hans Jakob Reich, Salez.

Das Waldgebiet Banholz-Mülihäldeli

Andreas Gerber, Grabs

423'370

Nach bald 30 Jahren Tätigkeit im Forst, wovon 22 Jahre als Revierförster in Grabs, habe ich zu vielen Waldorten und Waldtypen eine persönliche Beziehung. Ein ganz besonderes Verhältnis aber habe ich zum Banholz[1]-Mülihäldeli. Der Grund liegt in der Kindheit: «Die Eindrücke der Kindheit wurzeln am tiefsten.»[2]

Die Waldabteilung Nr. 13 Banholz erstreckt sich ab dem Hermannstobel entlang der rechten Seite des Walchenbachs bis an den oberen Rand des Dorfes Grabs. Auf der Geländekante beim Übergang vom weniger steilen Wiesland zum viel steileren Bacheinhang, entlang des hinteren Studnerbergs, verläuft seine südöstliche Grenze. In der steilen bis sehr steilen Waldung von rund 22 Hektaren herrschen die Laubbäume stark vor, wobei die Buchen am häufigsten vorkommen und ganze Bestände bilden. Sie lieben die weniger nassen Moränenrücken. Eschen, Ulmen und Bergahorn trifft man häufiger in fruchtbaren Mulden und dem Wasser entlang. Ganz vereinzelt trifft man auch Eiben an. Sie deuten auf die Waldgesellschaft Eibenschluchtwald hin. Auf den weniger steilen Partien, wo genügend Licht vorhanden ist, gedeihen sogar Nuss- und Kirschbäume. Die Laubbäume verjüngen sich im Allgemeinen selber. Der bescheidene Anteil an Fichten wurde künstlich gefördert. Begründungsversuche wurden auch mit Föhren und Zypressen gemacht. Grossenteils ist dieser Wald in seiner Zusammensetzung aber trotzdem recht natürlich geblieben. Dies ist höchstwahrscheinlich auf den Umstand zurückzuführen, dass diese Waldung seit früher Zeit gebannt war. Aus diesem Grund wagte man wohl nicht, grossflächige Nutzungen vorzunehmen. Es ist anzunehmen, dass schon vor der Einführung des Forstgesetzes bloss Dürr- und Fallholz genutzt wurde. Vielleicht wurde stellenweise eine Art Niederwaldnutzung betrieben. Überreste an ausgewachsenen Stockausschlägen und mehrstämmige Bäume deuten darauf hin. Eine dauernde Bestockung, die schon unseren Vorfahren in diesem Steilhang sehr wichtig schien, konnte so sichergestellt werden. Sicherlich wurde dieser Wald von unseren Vorfahren im Wissen um seine Schutzwirkung geschont, denn er stockt auf schlipfigen und rüfigen Böden.

Geologie

Dort, wo sich die Seitenbäche des Walchenbachs tiefer in die Moränenablagerungen des Rheingletschers hineingefressen haben, kommt ein grauer Schiefer zum Vorschein. Die Geologen ordnen dieses weiche Gestein den Flyschformationen zu. Bei dessen Verwitterung entstehen tonhaltige, instabile Böden. Bei genügend Nässe kann das langsame Kriechen dieser Böden zu Rutschungen anwachsen und zum Abgleiten ganzer Hangpartien führen.

Waldbewirtschaftung

Aufgrund wachsender und neuer Erkenntnisse wurde es seit Anfang des 20. Jahrhunderts möglich, diesen wichtigen Schutzwald auch holzmässig zu nutzen, ohne dabei den Schutzzweck zu beeinträchtigen. Man erkannte, dass für die Sicherstellung einer dauernden Schutzleistung sogar bestimmte Eingriffe nötig sind. Im ersten Wirtschaftsplan von 1883 war diese Waldpartie noch gänzlich von einer Nutzung ausgenommen. In den darauf folgenden Jahrzehnten wurden dann aber doch ansehnliche Holzmengen genutzt. In der Periode von 1930 bis 1946 wurde infolge der kriegswirtschaftlichen Vorgaben sogar etwas stärker genutzt, was der Waldentwicklung aber keineswegs abträglich war.

Von der dem Wald schädlichsten Nebennutzung, der Waldweide, war dieses unwegsame Gelände weniger betroffen. Unter dem ständig geschlossenen Kronendach konnte auch kaum Futter wachsen. Dem revidierten Wirtschaftsplan von 1948 kann entnommen werden, dass in jenen Jahren das Weiden von Schafen und Ziegen in anderen Waldabteilungen noch immer ein echtes Problem darstellte. So wurden damals ab Mitte Mai alljährlich etwa 200 Schafe für drei Wochen unter Behirtung in die Wälder getrieben. Davon betroffen waren hauptsächlich die Waldungen Läui, Chelenwald und Gschwemmten, auch die ganze Waldflanke oberhalb des Schwendiwegs sowie der Lidmälwald. Wen wundert es, wenn die in gut gemeinter Absicht in die Fichtenjungwüchse eingebrachten Laubbäume sogleich weggefressen wurden? Gerade in diesen Beständen fehlen uns heute Laubbäume als Samenbäume, die uns bei der Neubegründung von Jungwald unschätzbare Aufwertungsarbeit leisten könnten.

Im Banholz ist dies anders. Dieser Wald hat dank der geschilderten günstigen

Blick vom Mülihäldeli – Teil des Banholzes – aufs Dorf.

Bubenhütte unter einer Eiche am Waldrand auf Grist.

Brennholzbeige im Banholz hinter der Bunsenhalde.

Rahmenbedingung seine natürliche Verjüngungskraft behalten. Obwohl in die Trittsiegel von Schafen und Ziegen längst Rehe und Hirsche getreten sind, die auch vor dem Banholz nicht Halt machten, hat er doch noch genügend Vitalität und Samenkraft, sich selber zu verjüngen. Eine gut dosierte Verbesserung der Lichtverhältnisse mit gezielten Verjüngungshieben hat in den letzten Jahren diese Entwicklung erfreulich begünstigt.

Naturwerte

Das Banholz verfügt mit seinem ansehnlichen Anteil an alten, mehr als hundertjährigen Buchen über ein bemerkenswertes Naturpotential. In alten Laubbäumen bilden sich an den Bruchstellen von grösseren dürren Ästen mit der Zeit kleine Faulstellen. Diese Stellen werden gerne von Spechten aufgesucht und bearbeitet und dabei zu Höhlen ausgebaut. Einmal gezimmert, werden die Höhlen auch von anderen Höhlenbewohnern gerne benutzt. Sowohl Verletzungen an stehenden Bäumen als auch stehendes und liegendes Totholz bilden Lebensgrundlage für viele Arten von holzbewohnenden Insekten. Diese wiederum sind Nahrungsquelle für viele Insektenfresser. Eine scheinbar einfache Beziehung in einem unermesslichen Beziehungsgefüge, wie es ein vielfältiger Buchenwald beinhalten kann.

Erinnerungen

Für uns Buben vom Oberdorf war der Wald ein Eldorado. Die Freizeit, die wir hatten, verbrachten wir sehr oft im Wald. Obwohl viele von uns regelmässig in Haus, Garten oder auf dem Feld und im Stall mithelfen mussten, hatten wir trotzdem freie Zeit zur Verfügung. Fernsehschauen war eine Rarität, und Computer kannte man schon gar nicht. Damals, so Mitte der sechziger Jahre, beglückte auf dem Cholplatz (oberster Teil des Dorfkerns von Grabs) ein Fernsehgerät die Kinder aus der ganzen Nachbarschaft. Ab und zu an einem Sonntagnachmittag ein bis zwei Stunden Fernsehfiebern und der einmal jährlich stattfindende «Konsumfilm»[3] im Saal des Restaurants Mühle waren unsere Ration an bewegten Bildern. Auch wenn sie uns Herzklopfen und rote Bäcklein verursachten, waren es kaum diese Momente, die meine Persönlichkeitsentwicklung dauerhaft geprägt haben. Vielmehr waren es die Erlebnisse in

1 In der Grabser Mundart *Ba°holz* für 'Bannholz', 'gebannter Wald'. Vgl. STRICKER, HANS, *Das Urbar der Gemeinde Grabs 1691,* Buchs 1991, S. 84*: «Dieses Waldgebiet war seit je *gebannt*, d. h. der üblichen Nutzung verschlossen, da das Steilgebiet der nördlichen Hangflanke rutschgefährdet war. *Holz* hiess in der älteren Sprache auch 'Wald'.»

2 FRANZOS, KARL EMIL, *Die Juden von Barnow.*

3 Filmvorführung des Konsumvereins Grabs.

Der Waldrand auf Grist, an der Studnerbergseite des Banholzes.

der Natur: am Walchen- und am Schlussbach, am Wingert, im Ried und natürlich im Wald.

Für uns Buben und auch für die Mädchen war der Wald kein fremder Ort. Die Waldwelt war Abenteuerland. Zehn Minuten zu Fuss, und schon waren wir mittendrin. Hier konnten wir wirken, Hütten und Höhlen bauen, Feuer machen und kochen, Waffen basteln. Auch die tollen Rutschpartien über die steilen Hänge sind unvergesslich. Nebst diesen Hauptbeschäftigungen versuchten wir uns auch mit etwas Verbotenem – dem Nielenrauchen[4]. Das scharfe Brennen auf der Zunge, das sich recht bald bemerkbar machte, sorgte dann schon dafür, dass es nicht zur Gewohnheit wurde.

Für den Hüttenbau verwendeten wir vor allem natürliche Materialien wie Äste, Moos und Steine. Abgesehen von Altholz oder etwas Restholz aus der Sägerei, das man durch Zufall oder dank kinderfreundlichen Nachbarn ergattern konnte, stand uns ansonsten kein Baumaterial zur Verfügung. Ungebrauchte, gerade Nägel zu besorgen war auf «illegalem» Weg aus Vaters Werkzeugkasten möglich. So waren wir – fast ausnahmslos – gezwungen, uns mit den Materialien und Gegenständen zu beschäftigen, die uns der Wald gab.

Der Haselstrauch mit seinen geraden Stecken diente uns als Rohmaterial für Pfeil und Bogen und für Speere, wobei die stärkeren Stäbe als Bogenholz und Speere Verwendung fanden. Aus den dünneren Stockausschlägen wurden Pfeile gefertigt. Ein schlichter, schlanker Holzstab aber war noch lange kein guter Pfeil. Die geschickteren Buben beschwerten die Pfeile deshalb vorne mit einem etwa fünf bis sieben Zentimeter langen Stück eines Holderastes, indem sie den Pfeil durch das weiche Mark dieses Astabschnittes hindurchstiessen. Das zusätzliche Gewicht an der Spitze garantierte ein besseres Flugverhalten. Absolut spitzenmässig flogen diejenigen Pfeile, die am hinteren Ende zusätzlich mit zwei Ausschnitten einer Hühnerfeder bestückt wurden. – «Man muss sich einen Stecken in der Jugend schneiden, damit man im Alter daran gehen kann», sagt der chinesische Philosoph Kung-Tse.

Unser grosses Vorbild war damals der «Schmitter-Clan»[5]. Diese Buben waren viel älter als wir, sie gingen schon in den obersten Klassen zur Schule. Voller Ehrfurcht und Bewunderung bestaunten wir Kleineren ihr Hüttendorf mit einem Ausguckturm, dessen Anblick ich heute noch, fast 40 Jahre später, vor Augen habe.

Daneben gab es auch Störenfriede. Wenn wir aber zünftig zusammenstanden, vermochten wir diesen Plaggeistern die Stirne zu bieten.

Meine Walderlebnisse nahmen ihren Anfang in der Kindergartenzeit, im ersten Jahrsiebt. In dieser Entwicklungsphase empfängt das Kind die Natur als Geschenk, es fühlt sich eins mit der Welt. Die natürliche Umwelt wird in diesem Lebensabschnitt spielerisch wahrgenommen. Im zweiten Jahrsiebt will das Kind das Rätsel Natur aktiv entdecken und erforschen. Ich bin überzeugt, was ein Kind in diesen ersten vierzehn Jahren an Natur mit all seinen Sinnen ins Unterbewusstsein aufnimmt, wird seine Beziehung zur Umwelt entscheidend prägen. Ich wurde in dieser Hinsicht reich beschenkt. Vielleicht gerade deswegen begannen auch meine beruflichen Wurzeln in dieser Zeit zu wachsen. Schon in der sechsten Klasse stand mein Berufswunsch, in der Natur zu arbeiten, fest.

Im sinnreichen, wahrhaftigen Erleben, Begreifen und Verstehen liegt der Schlüssel zu einem sorgsamen Umgang mit unserer Umwelt. Es bleibt zu hoffen, dass diese Erkenntnis verstärkt in die Köpfe der Entscheidungsträger Eingang findet. Nur wissen und kennen, was man tun sollte, genügt nicht. Echtes Engagement kommt aus dem Herzen.

Die Beziehung ist geblieben

Das Banholz, vor allem der Waldteil hinter der Bunsenhalde, ist mir auch heute noch einer der liebsten Orte im Grabser Wald. Wenn immer es möglich ist, rüste ich deshalb mein Brennholz vorzugsweise hier auf. Holz spalten ist für mich mehr als nur Brennstoff für meine Heizung bereitstellen. Es ist auch Bewegung und Entspannung. Der Wald ist somit weitgehend auch mein natürliches «Wellness-Center». – Die Multifunktionalität des Waldes ist von einer Effizienz, die ihresgleichen sucht.

4 *Niele* nennt man in den Werdenberger Mundarten die Waldrebe, deren verdorrte, luftdurchlässige Stengel ähnlich glimmen wie Tabak.

5 Söhne des Arthur Schmitter von der damaligen Bäckerei Schmitter, heute Bäckerei Zwahlen, an der Dorfstrasse 21.

Bilder

Andreas Gerber, Grabs.

Die Bachtobelwälder am Grabserberg

Andreas Eggenberger, Grabs

423'371

Der Auftrag, einen «speziellen» Wald in meinem Forstrevier zu beschreiben, liess mich gedanklich die Grabser Wälder durchstreifen. Einige erwähnenswerte Wälder und Orte kommen mir in den Sinn, in erster Linie natürlich waldbaulich interessante Objekte wie der Chreienwald mit seinen qualitativ hochwertigen Fichten, das Neuenalpgebiet mit den in unserer Gegend seltenen Arven- und Föhrenbeständen oder der Bannwald mit den in den Buchenwäldern eingestreuten Eiben.

Diese Waldbilder fallen mir als Förster vor allem wegen ihrer speziellen Baumartenvorkommen oder Baumqualitäten auf. Wenn ich mich jedoch von meinen Jugenderinnerungen in den Wald führen lasse, sehe ich ein ganz anderes Waldbild vor mir: den Wald entlang des Schlussbachs westlich von meinem Elternhaus am Bächli.

Aber was ist an diesem Wald Besonderes? – Er ist so gewöhnlich und doch so speziell wie viele andere an den zahlreichen Bächen und Bächlein am Grabserberg, in meist steilem Gelände gelegenen Waldstreifen. Aufgrund dieser typischen Lage gebe ich diesen Wäldern gesamthaft den Namen «Bachtobelwälder». Von ihnen will ich hier berichten.

Diese Waldstreifen und Wäldchen erfüllen verschiedenste Aufgaben:

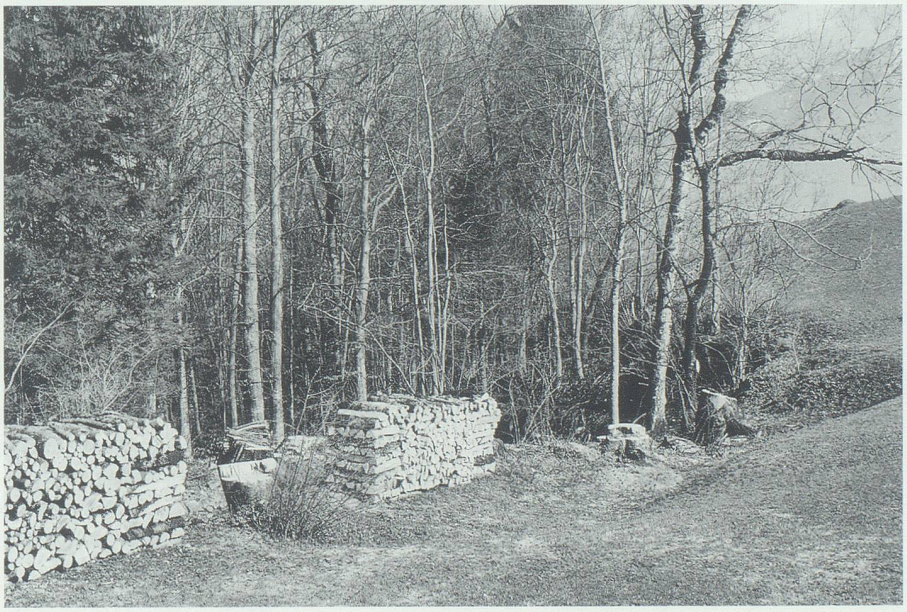
- Sie dienen der Holzproduktion und somit der Versorgung der privaten Besitzer mit Brennholz; in früheren Zeiten lieferten sie auch Bauholz für den Haus- und Stallbau.
- Sie gliedern die Landschaft und bilden ökologisch wertvolle Lebensräume für die Tier- und Pflanzenwelt.
- Sie sind Spielplatz und Erholungsraum für die Grabserberger Kinder und meist der Ort ihres ersten Kontaktes mit dem Wald.

Durch Bachgehölze reich strukturiert: der Grabserberg.

Holzproduktion

Die meist in schmalen Streifen stehenden Waldpartien überraschen mit einem hohen Potential für die Holzproduktion. Die guten Lichtverhältnisse, verbunden mit ausreichender Wasserversorgung des Bodens, und die mittleren Höhenlagen von 600 bis 800 m ü. M. bieten ideale Bedingung für das Wachstum von Laubbäumen wie Esche, Bergahorn und Ulme. Diese raschwüchsigen Baumarten bilden denn auch den Hauptanteil. Man findet auch immer wieder Exemplare von Linde, Kirschbaum, Eiche und weiteren, selteneren Baumarten. Vor allem die Randbäume bilden sehr starke Kronen und Äste aus. Im Innern der grösseren Waldpartien wachsen hingegen vielfach Bäume mit meist langen, geraden Stämmen. Diese Wälder sind fast ausschliesslich im Besitz von bäuerlichen Privateigentümern und erfüllen heute in erster Linie die Aufgabe als Brennholzlieferanten für die kalte Winterszeit. Noch bis vor rund 40 Jahren waren sie aber meist auch persönliche Holzreserve für Bauvorha-

Einer der vielen Bachtobelwälder am Grabserberg: Lieferant von erneuerbarer Energie für kalte Wintertage.



Waldhütten unterschiedlicher Anspruchskategorien: Zeugen der Beliebtheit der Wälder als Tummelplatz unserer Jugend.

ben an Haus und Stall. Aus diesem Grund wurden da und dort Fichten angepflanzt, deren Holz hauptsächlich Verwendung in der Konstruktion und im Innenausbau findet. An älteren Häusern lässt sich zeigen, dass für Wände und Dachstuhl über die Aussenfassaden, Böden, Wandtäfer bis hin zu den Türen und Schränken Fichten- und Tannenholz von normaler, heute als grobastig bezeichneter Qualität verwendet wurde. Der Trend der letzten zwanzig, dreissig Jahre zu «feinerer» Holzqualität schliesst diese schnell gewachsenen, astreichen Nadelbäume von der einheimischen Holzverarbeitung praktisch aus. Dieses Holz wird nicht einmal mehr für den Bau von Ställen oder Remisen verwendet. Harzgallen und grobe Äste sind verpönt – das Holz der einst von unseren Vorfahren gepflanzten Fichten muss wegen der heutigen Ansprüche nach Italien exportiert werden!
Dagegen finden die Laubholzstämme je nach gerade herrschendem Modetrend im Innenausbau erfreulich guten Absatz. Aufgrund der Vielfalt an Baumarten und der teilweise hervorragenden Qualitäten vermögen einzelne Stämme sehr gute Verkaufserlöse zu erzielen und tragen zur Finanzierung der heute ansonsten defizitären Waldpflege bei. Dies ist erfreulich und motiviert die Waldbesitzer, Laubbäume auch auf qualitative Eigenschaften hin zu pflegen.

Ökologischer Wert

Die entlang den Bächen verlaufenden Wälder prägen und strukturieren das Landschaftsbild des Grabserberges stark. Mit ihrer hohen Vielfalt an Baum- und Straucharten und ihren naturnahen Wasserläufen sind die Bachtobelwälder von hohem ökologischem Wert. Hier finden wir praktisch alle standorttypischen, heimischen Sträucher wie Haselnuss, Geissblatt, Hartriegel, verschiedene Weiden, Erlen, Weissdorn und andere mehr. Bei den Baumarten treffen wir auf schnell wachsende Lichtbaumarten wie Esche und Bergahorn, auf früchtetragende Kirsch- und Nussbäume, auf langlebige Buchen und Eichen und vereinzelt auch auf Fichten. Strukturell können sehr unterschiedliche Typen beobachtet werden: Vom Gebüschstreifen über die Baumreihe bis zum geschlossenen Wäldchen, vom Jungwald bis zum alten Baumriesen, von Waldpartien mit einer einzigen, bestandesbildenden Baumart bis hin zum reichhaltigen Mischbestand finden wir innert wenigen hundert Metern alles. Zur Lebensraumvielfalt tragen ebenfalls die angrenzenden Wiesen oder Streuerieter wesentlich bei. Es bedarf keiner wissenschaftlichen Untersuchung, um festzustellen, dass diese Wälder einer vielfältigen Tierwelt Lebensraum bieten. Nicht nur die sichtbaren Arten wie Reh, Fuchs, Dachs und verschiedenste Vögel profitieren von diesen wertvollen Landschaftselementen, sondern auch unzählige Klein- und Kleinstlebewesen, die wir normalerweise nicht wahrnehmen, die aber im ökologischen Kreislauf eine wichtige Rolle spielen.

Raum für Spiel und Abenteuer

In besonderer Erinnerung sind mir diese Waldpartien als Spielplatz meiner Jugendzeit. Wie wohl alle Kinder am Grabserberg verbrachte auch ich einen Teil

meiner Freizeit zusammen mit Geschwistern und Nachbarskindern im Wald. Spezieller Anziehungspunkt war für uns natürlich der Bach mit seinen Staumöglichkeiten. Es gab für uns kaum Schöneres, als an heissen Sommertagen im kühlen Wald im Bach zu waten, Steine und Holzprügel aufzuschichten und ab und zu auch einen Wasserspritzer abzubekommen. Unvergessen bleiben die eher seltenen Tage, an denen unsere Eltern mit uns das Mittagessen an einem Feuer am Waldrand genossen.

Es ist heute ja kaum noch vorstellbar, dass die einzigen Ferienerlebnisse von Schulkindern im Wald hinter dem Haus stattfinden! Wenn schon nicht ans Meer gefahren wird, dann doch wenigstens ins Tessin. Dabei verkennen wir vielfach, in welch wunderschöner Umgebung wir wohnen und leben dürfen.

Ein eigenes Kapitel ist sicher der Bau von Waldhütten. Auch heute treffe ich im Wald immer wieder auf verschiedenste Varianten solcher Bauten. Vom primitiven «Asthaufen» bis hin zum perfekten «Waldhäuschen» zeugen sie von der ungebrochenen Beliebtheit der Bachtobelwälder als Tummelfeld unserer Kinder. Hier können die Erwachsenen im Hausbau nachgeahmt werden. Ebenso wichtig ist sicher der «Besitz» eines eigenen Bereichs, einer Kinderwelt, in der Erwachsene nichts verloren haben – höchstens auf Einladung. Manchmal sind aber auch unverkennbar die Spuren tatkräftiger Eltern sichtbar, die ihren Kindern helfen. Ob hier vielleicht Jugendträume wieder aufleben dürfen?

Mit ihrer Verteilung auf praktisch den ganzen Grabserberg bieten die Bachtobelwälder allen in unmittelbarer Nähe Spielplatz und Erholungsmöglichkeiten. Heute gehen sogar Kindergarten- und Schulklassen wieder gezielt in den Wald, um dort spielerisch die Geheimnisse der Natur zu erkunden.

Durch die unbefangenen Begegnungen in der Jugend mit dem Wald bleiben für später wichtige positive Erinnerungen. Dies trägt im Erwachsenenleben sicher zum Verständnis für den Wald und für die Natur, für die Aufgaben und Probleme, die sich den Waldbesitzern und dem Forstdienst stellen, bei.

Nicht alle Jugenderlebnisse im Wald sind positiv verlaufen: Eines Tages war Baumklettern angesagt. Wir versuchten uns an einer Gruppe von Bäumen, die aus Stockausschlägen entstanden war. Die Bäume waren bis zu einer Höhe von ein bis zwei Metern mehr oder weniger miteinander verwachsen und teilten sich dann in relativ gerade Stämme mit wenigen Ästen. Natürlich wollte jeder den schwierigsten Stamm hochklettern. Bei einem solchen Versuch rutschte ich den Stamm wieder hinunter und klemmte mein Bein beim Knie zwischen zwei Bäumen ein. Wegen fehlender Griffmöglichkeiten an den glatten Stämmen klemmte ich mich bei den Befreiungsversuchen immer mehr ein. In dieser misslichen Lage fühlte ich sicherlich keine sehr grosse Liebe mehr zu den Bäumen und zum Wald! Auch die Hilfeversuche meiner jüngeren Geschwister nützten vorerst nichts, und ich fand mich langsam damit ab, eingeklemmt hängen zu bleiben, bis mein Vater zu Hilfe geholt worden war. Mit einem weiteren verzweifelten Versuch gelang es uns schliesslich doch noch, mich aus der Klemme zu befreien. Ich war sicher nicht der einzige, der vom Spielen im Wald mit Schrammen und blauen Flecken heimgekommen ist – oder mit Schnittwunden von ersten Schnitzversuchen mit dem neuen Sackmesser.

Kann es einen tolleren, erlebnisreicheren Spielplatz überhaupt geben?

Beim unbeobachteten Spiel und beim Nachahmen der Erwachsenen kann es mitunter auch zu eher unangenehmen Vorfällen kommen. Wenn sich Kinder zum Beispiel im Baumfällen versuchen, dürfte dies in den wenigsten Fällen den Vorstellungen der Eltern entsprechen, und wenn dies in fremden Wäldern geschieht, schon gar nicht jenen des Waldbesitzers. An solche Zwischenfälle in «unserem» Bachtobelwald kann (oder will) ich mich allerdings nicht erinnern. Wo sie geschehen, können sie aber – so ärgerlich sie im Moment für die beteiligten Kinder, Eltern und Waldbesitzer auch sein mögen – dazu beitragen, dass Jugendliche den schonenden Umgang mit Waldbäumen lernen. Und wir Erwachsenen sollten nicht vergessen, dass auch wir einmal Kinder waren und unsere Spielerlebnisse und Abenteuer im Wald haben durften.

Bilder

Andreas Eggenberger, Grabs. Gesamtansicht Grabserberg: Andreas Gerber, Grabs.

Die Arven auf dem Gulmen und die Schibentanne

Othmar Lenherr, Gams

423'373

Die Ortsgemeinde Gams ist auf Wildhauser Gemeindegebiet im Besitz von vier Alpen – Fros, Tesel, Grueb und Gulmen – mitsamt einigen Hektaren Wald und Gebüsch. Der Gulmen wurde bis 1950 noch mit Grossvieh bestossen, seither werden nur noch Schafe aufgetrieben.

Arven sind zäh und robust; sie wachsen praktisch auf dem Fels und können Wind und Wetter, Sturm und Schnee trotzen. Als Baum gehören sie in der Vorstellung wohl der meisten von uns ins Bündnerland. Wer solche knorrigen, vom Wind zersausten Bäume besichtigen möchte, muss aber nicht in die Bündner Berge reisen. Es gibt sie auch bei uns auf dem Gulmen, einem Bergrücken der südöstlichen Alpsteinkette nordöstlich von Wildhaus. Arven, teils natürlich gewachsen, häufiger aber angepflanzt, gibt es auch in den andern Werdenberger Gemeinden. Am Gulmen aber hat sie ihr nördlichstes natürliches Vorkommen in der Schweiz. Darauf wurde die St.Gallische Naturwissenschaftliche Gesellschaft schon in den dreissiger Jahren aufmerksam und hat im November 1934 mit der Ortsgemeinde Gams eine Übereinkunft getroffen. Darin heisst es: «1. Die Ortsgemeinde Gams verzichtet während 20 Jahren auf das Fällen von Arven auf ihrem Besitztum auf Gulmen, es sei denn, dass diese aus natürlichen Ursachen abgestorben oder einwandfrei dürr sind. 2. Die Ortsgemeinde Gams hegt und pflegt den Bestand an Arven auf Gulmen auch sonst in jeder Hinsicht, insbesondere sucht sie denselben nach Möglichkeit zu verjüngen und zu vermehren durch Pflanzung junger Arven an geeigneten Standorten. 3. Der Ortsverwaltungsrat von Gams wacht in Verbindung mit dem zuständigen Forstpersonal darüber, dass dem Verzicht auf das Fällen von Arven strikte Nachachtung verschafft wird, insbesondere gibt sie jedes Frühjahr dem betr. Alppersonal strikte und verbindliche Weisung in diesem Sinne.» Weiter wurde vereinbart, dass die Übereinkunft, falls sie nicht mindestens ein Jahr vor Ablauf gekündigt wird, jeweils zehn weitere Jahre in Kraft bleibt.[1] Die Übereinkunft ist bis heute gültig und findet auch in den späteren Waldwirtschaftsplänen der Ortsgemeinde jeweils ihre Bestätigung.

Der Boden, auf dem die Arve am Gulmen wächst, ist für die Art eher ungewöhnlich. Der Baum bevorzugt eigentlich Silikatgestein. Auf dem Kalk, wie er auf dem

Über der Fichtenwaldgrenze am Gulmen mit Blick über den Summerigchopf ins Rheintal. Bild: Hans Jakob Reich, Salez.

Gulmen ansteht, benötigt er eine Resthumusauflage. Der Bestand reicht von der oberen Fichtenwaldgrenze auf zirka 1550 m ü. M. bis hinauf in das dichte Legföhrengestrüpp und findet seine obere Grenze bei 1750 m ü. M. Der Bestand ist sehr langsamwüchsig, aber trotzig stehen die meist von Schnee und Sturm arg zerzausten Arven auf den nur wenig Nahrung bietenden Kalkrippen. Stolz erheben sie ihre Häupter über die sie begleitenden Krüppelfichten. Ehrfurchtsvoll liegen ihnen Legföhren in oft dichten, allerlei Wild Unterschlupf bietenden Büschen zu Füssen. Im Sommer ist dieser knorrige, von Wind und Wetter zerzauste Alpenwaldbestand durchsetzt von roten Blütensträussen der Alpenrose.

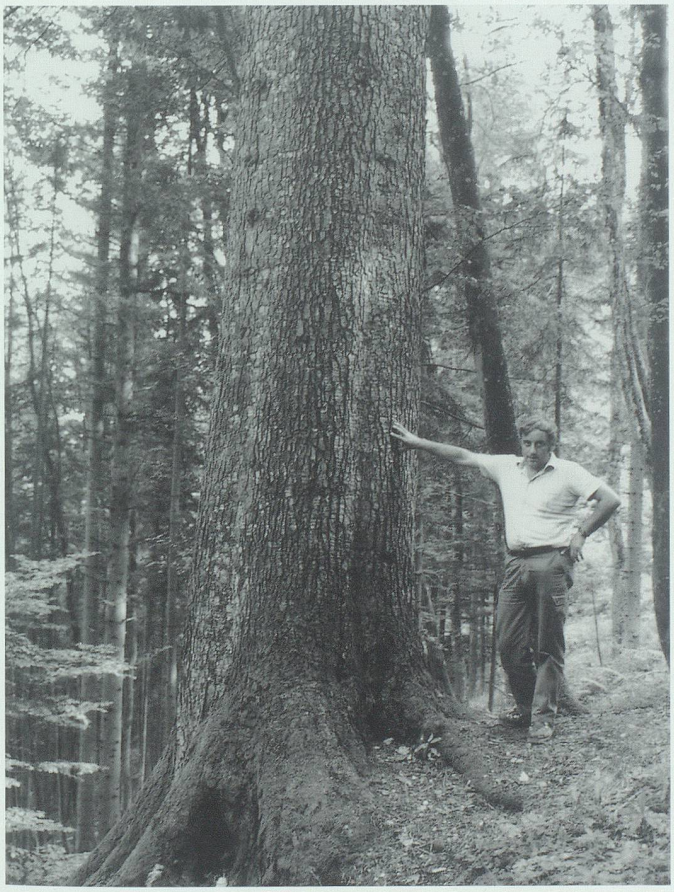
Von Sturm und Schnee zerzaust: Arve am Gulmen. Bild: Hans Jakob Reich, Salez.

Eine imposante, über 200 Jahre alte Tanne

Ein mächtiger Baum steht an einem Waldhang, ihr Stamm scheint sich ins Endlose zu verlieren, der Wipfel muss sich irgendwo zwischen Himmel und Erde befinden. Es ist die Schibentanne im Gamserwald. Beim imposanten Baum handelt es sich um eine Weisstanne, zirka 60 Meter hoch, mit einem Volumen von etwa 26 Kubikmetern bei einem Alter von 200 bis 250 Jahren.

Ihren Namen hat die Tanne vom Gebiet, in dem sie steht. Schiben heisst es hier, gelegen rund 200 Meter oberhalb des Scheibenstandes des Schützenvereins Gams. Der Standort scheint dem Baum zuzusagen: der Boden ist schwer, feucht und tiefgründig. Mit ihren Herzwurzeln kann die Schibentanne die Nährstoffe tief aus dem Erdreich holen. In ihrer Nachbarschaft stehen noch weitere grosse Bäume. Aber keiner ist so mächtig wie sie. Die Tanne, die wohl älter als der Kanton St.Gallen ist, zählt zu den Gamser Sehenswürdigkeiten. Für die Gamser Schulkinder ist sie ein beliebtes Exkursionsziel.

Mit ihrer Wuchskraft gehört die Weisstanne zu den mächtigsten ihrer Gattung. Die Artbezeichnung «Weiss» trägt unsere einzige einheimische Tanne (nicht zu verwechseln mit der Fichte) aus zwei Gründen: Ihr Stamm hebt sich mit dem hellen Grau der Rinde deutlich von den andern Bäumen ab. Es braucht nicht viel Übung, um im Wald die Weisstannen allein schon am hellen Stamm zu erkennen. Die Nadeln sind oberseits glänzend dunkelgrün, unterseits weisen sie zwei bläulichweisse Längsstreifen auf. Die Zapfen mit ihren hellbraunen Deckschuppen sind wie Kerzen aufrecht gestellt.



Wohl älter als der Kanton St.Gallen: die Schibentanne (hier mit Revierförster Othmar Lenherr). Bild im Archiv des Kreisforstamtes Werdenberg.

1 *Übereinkunft* zwischen dem Verwaltungsrat der Ortsgemeinde Gams und der Naturschutzkommission der St.Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, unterzeichnet am 6. November bzw. 12. November 1934.

Eine Welt für sich – das Schlosswaldgebiet bei Salez

Hans Jakob Reich, Salez

423 377

Der Schlosswald ist eine Welt für sich. Richtigerweise müsste man vom Schlosswaldgebiet sprechen, weil sich der Begriff *Schlosswald* ursprünglich lediglich auf den die Burg Forstegg umgebenden, etwa neunzig Hektaren umfassenden Herrschaftswald bezieht. Heute versteht man darunter zusammenfassend aber den gesamten Waldkomplex, der sich zwischen den Dörfern Salez, Frümsen und Sennwald vom Hangfuss bis gegen den Rhein hinzieht. In seinen vom Berg entfernteren Bereichen löst sich der Wald in ein Mosaik zahlreicher grösserer und kleinerer Waldstücke auf. Das gesamte Gebiet erstreckt sich über eine Fläche von etwa vier Quadratkilometern, wovon mehr als die Hälfte bestockt ist. Von oben betrachtet, vom Hohen Kasten oder von der Stauberen, erscheint das Gebiet als dicht bewaldete Insel in der sonst weitestgehend entwaldeten Talebene – eine Welt für sich.

Diese völlig eigene Welt öffnet sich, sobald man den Schlosswald betritt: Unverhofft findet man sich in einer fast märchenhaften, bizarren Waldlandschaft. Zwischen deren von bemoosten Steinen und von bis zu haushohen Felsbrocken übersäten Kuppen und Tälchen glaubt sich der ortsunkundige Besucher bald einmal zu verlieren, umso mehr noch dort, wo ihm ein etwas dicht geratenes Waldstrassennetz die Orientierung eher erschwert als erleichtert. Durchstreift man den Wald im Sommerhalbjahr, werden einem die in der feuchten Waldluft tanzenden Mückenschwärme kaum entgehen – nicht nur in jenem Waldteil mit dem Namen Muggenwinggel. Die zahlreichen tieferen Stellen, in denen sich im Frühjahr nach der Schneeschmelze oder im Sommer nach Regenfällen Wasser zu kleinen Tümpeln ansammelt, bieten den Mücken reichlich Brutstätten – zur Freude der Insektenfresser unter den Vögeln und der vielen Amphibien, die in den Gräben und Weihern der an den Wald angrenzenden Riede geeignete Laichplätze finden. Die Kreisläufe der Natur sind hier weniger gestört als anderswo. Auch als Lebensraum einer vielfältigen Fauna und Flora ist das Schlosswaldgebiet eine Welt für sich – obwohl diese Welt an ihren Rändern von den Fol-

Resistent gegen die Urbarisierungsanstrengungen der Menschen: der steinige Schlosswald zwischen Salez, Frümsen und Sennwald.

gen manch raumplanerischer Entgleisung der letzten Jahrzehnte bedrängt wird.

Die Geschichte beginnt mit einer «Naturkatastrophe»

Das Gelände, auf dem der Wald stockt, ist ein zertrümmertes Stück Berg. Darin liegt auch der Grund, dass es diesen Wald überhaupt noch gibt – als letztes und einziges grösseres Waldareal im Talboden des St.Galler Rheintals. Der Schlosswald ist die Langzeitfolge eines Ereignisses in der späten Mittelsteinzeit: des gewaltigen Bergsturzes, der vor etwa 7000 Jahren von der südöstlichen Alpsteinkette in den sich damals kurz vor der Verlandung befindenden Rheintalsee niederging. In unserem auf etwa 2000 Jahre beschränkten, auf schriftlichen Zeugnissen beruhenden Geschichtsbild bezeichnen wir dieses Ereignis als «vorgeschichtlich». Aber auch die Vorgeschichte hat ihre Geschichten – der Schlosswald regt dazu an, sie sich vorzustellen. So kann man sich denken, dass frühe Bewohner des Alpenrheintals Zeugen, vielleicht sogar Opfer jenes Ereignisses waren. Man weiss, dass in jenem Zeitraum auf der gegenüberliegenden Talseite, am Eschnerberg, und weiter oben in der Wartauer Hügellandschaft bereits Menschen lebten.[1] Warum also sollte Homo sapiens dazumal nicht in der Gegend des heutigen Sennwald, am nacheiszeitlichen See, auf Fischfang gegangen sein und sich auf den Hangterrassen am Bergfuss erste Wohnstätten eingerichtet haben? Ganz auszuschliessen ist das nicht. Frei von jeder spekulativen Annahme ist aber, dass am Anfang der Geschichte des Schlosswaldes und damit letztlich auch jener der Gemeinde Sennwald eine – wie wir heute sagen würden – «Naturkatastrophe» stand. Mit ihr hat die Natur den Menschen auch gleichsam ein nachhaltiges Schnippchen geschlagen: Im Trümmerfeld des Bergsturzgebietes haben die Rodungs- und Urbarisierungsanstrengungen der Menschen späterer Jahrtausende Grenzen gefunden. Der Wald liess sich nicht zu Leibe rücken. Er hat sich gewissermassen selber gebannt, schon lange bevor erstmals ein Mensch die Axt an ihn setzte. Die Naturkatastrophe hat ihm geholfen, die für Wälder bis zum Inkrafttreten der ersten eidgenössischen Forstgesetzgebung äusserst unsicheren Zeiten weitgehend unbeschadet zu überstehen. Kein anderer Wald des umliegenden Talbodens – abgesehen von ein paar kümmerlichen Resten Rheinauenwald – hat das geschafft. Und dieser Bann wirkt, wenn man so will, noch immer: Der Schlosswald und seine Umgebung, insgesamt um die 300 Hektaren, stehen heute unter Landschaftsschutz.

Namengebend für Sennwald: das bis heute charakteristisch gebliebene Nebeneinander und Ineinander von Wald und Sumpf.

Vom Trümmerfeld zum Lebensraum erster Güte

Etwa 100 Millionen Kubikmeter Fels hatten sich damals aus dem Gebiet der heutigen Chelen gelöst und eine Fläche von 4,5 Quadratkilometern, in den weitesten Ausdehnungen sogar von 6,5 Quadratkilometern, bis zu 40 Meter tief zugeschüttet. Zum Teil wurde der weit unter den jetzigen Talboden hinabreichende Blockschutt später vom Rhein mit Kies, Sand und Letten überlagert. Dort wo das Wasser in den Gesteins- und Schuttmassen keinen Abfluss fand, bildeten sich Hinterwasser, kleine Seen und Tümpel, die im Laufe der Zeit zu Flachmooren verlandeten. Es entstanden Riedflächen, die dank der späteren extensiven Nutzung waldfrei geblieben sind.

Einige dieser Gebiete wurden im Laufe des 20. Jahrhunderts zwar entwässert, für beträchtliche Teile aber war der Aufwand hierfür zu gross. Später dann erkannte man ihren Wert als Lebensraum seltener Pflanzen und Tiere und stellte, was noch übrig war, im Rahmen der Melioration Sennwald (1969–2002) unter Naturschutz. Die Fläche dieser Schutzgebiete umfasst heute rund 45 Hektaren. Grosse Teile davon (zirka 80 Prozent) sind in der 1994 vom Bund erlassenen Flachmoorverordnung in der Liste der Flachmoore von nationaler Bedeutung aufgeführt, und 1996 nahm der Bundesrat den Schlosswald und seine Umgebung als Teil des Säntisgebietes ins Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung auf.[2] In einer gesamtschweizerischen Untersuchung von 1998 wird das Schlosswaldgebiet zudem als «Kernraum für den ökologischen Ausgleich» bezeichnet.[3] Das heisst, im wegen seiner Vergangenheit hoch interessanten Schlosswald steckt auch Potential für die Zukunft: für Aufwertungen im übrigen Talboden, der weiträumig grosse Lebensraumdefizite aufweist.

1 Vgl. SCHINDLER, MARTIN PETER, *Die «ErdGeSchichten» von Wartau.* – In: *Werdenberger Jahrbuch 2000.* Buchs 1999, S. 138–141.

2 BLN-Gebiet 1712.

3 Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft, Buwal (Hg.), *Nationale Prioritäten des ökologischen Ausgleichs im landwirtschaftlichen Talgebiet.* Schriftenreihe *Umwelt* Nr. 306. Bern 1998. – Darin wird definiert: Kernräume für den ökologischen Ausgleich sind Gebiete, die aufgrund einer besonderen Konzentration von nationalen Naturschutzwerten in den nationalen Naturschutzstrategien erste Priorität geniessen.

Vor 7000 Jahren stehen geblieben: der Nadelspitz (vorne) über der Chelen, dem Ausbruchsgebiet des Bergsturzes, auf dessen Trümmerfeld der Schlosswald (im Hintergrund) stockt.

Vom Wald geliehen: die Namen Sennwald und Salez

War es ein «vorgeschichtliches» Ereignis, das den Anfang der siebentausendjährigen Geschichte des Schlosswaldgebietes markiert, so steht der Wald selber am Beginn der in schriftlichen Zeugnissen belegten Sennwalder Geschichte. Die urkundlich bekannte älteste Form des Namens *Sennwald* scheint in der um 820 verfassten Lebensbeschreibung des heiligen Gallus auf. Die Textstelle schildert dessen Überquerung des Alpsteins um 612: Nach dem Überschreiten der Alpen sei er in den «Wald genannt Sennius» gelangt («in silvam vocatam Sennius»).[4] Man hat diese Erwähnung in einer der bedeutendsten Quellen der st.gallischen Geschichte gerne aufs Dorf Sennwald bezogen. Offenkundig meint der Verfasser damit aber nicht ein Dorf, sondern einen grösseren, bewaldeten Landschaftsraum. Beim Wort *Sennius* dürfte es sich um einen vorrömischen, das heisst um einen mehr als 2000 Jahre zurückreichenden Begriff für 'Sumpf, Röhricht' handeln. Es liegt deshalb nahe, dass mit «silvam vocatam Sennius» grossräumig das Gebiet des von Mooren umgebenen, damals sicher noch weit ausgedehnteren heutigen Schlosswaldes gemeint ist. Dorf und Gemeinde haben sich den Namen vom Wald geliehen; es könnte genauso gut der Wald selber der «Sennwald» oder eben der «Sumpfwald» heissen.

Ein zweites sehr altes Textdokument erwähnt den Wald ebenfalls und zeigt, dass sich am gegenüber der Umgebung leicht erhöhten Rand des Bergsturzgebietes, im Übergangsbereich zu den landwirtschaftlich hochwertigen Schwemmböden des Rheins, früh Menschen niedergelassen haben müssen: Eine Urkunde aus dem Jahr 847 nennt einen Alderamnus, «der im Waldgebiet genannt Salez wohnt» («qui commanet in forasta numcupantem Salectum»).[5] Auch der Name *Salez* selber hat mit dem Wald zu tun: *Salectum* leitet sich her von lat. SALIX 'die Weide' und kann mit 'Weidengebüsch', 'in den Weidenwäldern' übersetzt werden.[6] Im Siedlungsbereich von Salez dürfte demnach zur Zeit des Alderamnus der dunklere, dichtere Wald des Bergsturzgebietes in den lichteren Auwald des Talbodens übergegangen sein. Interessant ist zudem, dass der Verfasser der Urkunde für Wald das Wort *forasta* verwendet, in dem sich – wie auch in *Forstegg* – der Begriff *Forst* zeigt. Im Spätmittelalter und in neuerer Zeit wird darunter jeweils ein 'gehegter, von Grenzen eingeschlossener Wald' verstanden. Dass die ansässige Bevölkerung schon vor mehr als tausend Jahren zu diesem Wald eine besondere Beziehung gehabt haben könnte, wäre ein schöner Gedanke.

4 Vgl. dazu HILTY, GEROLD, *Wie der Diakon Johannes von Grabs Bischof von Konstanz wurde. Aus den Lebensbeschreibungen des heiligen Gallus.* – In: *Werdenberger Jahrbuch 1992.* Buchs 1991, S. 50ff.

5 Siehe VOGLER, WERNER, *«In forasta numcupantem Salectum».* – In *Werdenberger Jahrbuch 1997.* Buchs 1996, S. 262ff.

6 Zu den Ortsnamen siehe: VINCENZ, VALENTIN, *Die romanischen Orts- und Flurnamen von Gams bis zum Hirschensprung.* Buchs 1992.

Bilder

Hans Jakob Reich, Salez.

Der Guferawald am Saxerberg

Hans Tinner, Sax

423'328

Entstanden ist der Wald in der Gufera auf dem Trümmerfeld eines oder vermutlich mehrerer grösserer Felsabbrüche, die sich aus den Wänden unterhalb der Saxer Unteralp gelöst haben.[1] Auch heute noch stürzen gelegentlich, vor allem im Frühjahr, grosse Steinbrocken zu Tal und bleiben dann im Gebiet Gufera liegen. Auf diesen Bergsturzablagerungen stockt heute ein Block-Tannen-Fichtenwald. Eine Bewirtschaftung fand auf dem zugänglicheren Teil der Gufera bis vor wenigen Jahren noch statt. In Zukunft wird dieser Wald aber kaum mehr bewirtschaftet. Der Guferawald ist ein Ruhe- oder Rückzugsgebiet für viele Tierarten.

Sax am Fuss der Kreuzberge. Das Gebiet Gufera liegt in der Bildmitte unterhalb der Saxerlücke. Gut erkennbar sind der (dunklere) Tannwald und die Spuren jüngerer Felsabbrüche. Bild: Hans Jakob Reich, Salez.

Wenn ich durch diesen Waldteil gehe, wird der Schritt langsamer. Nicht nur, weil es schwer zu gehen ist zwischen den Steinblöcken und Wurzeln der Bäume, nein, es liegt auch eine ganz besondere Stimmung in diesem Wald.

Steinblöcke, manche fast so gross wie Häuser, liegen da, zum Teil so schräg, dass man glaubt, sie könnten jeden Moment kippen. Zwischen den Steinen öffnen sich feuchte, dunkle Löcher, Spalten und Höhlen, in die man hineinkriechen oder sogar durch sie hindurchkriechen kann. Man erwartet jeden Moment, etwas zu finden oder etwas Geheimnisvolles, nicht Alltägliches zu sehen. Hinter jedem Stein bietet sich dem Betrachter ein neues Bild zum Staunen.

Die Steine sind überzogen mit einem dunkelgrünen Teppich aus Moos, Farn und Gräsern. An flachen Stellen und in Mulden hat sich im Laufe der Jahre ein Humuspolster gebildet. Dazwischen stehen in lockerer Bestockung die Bäume. Sie sind zum Teil schon sehr alt. Ihre mächtigen Wurzeln umklammern die Steine, als wollten sie diese am Weiterrollen hindern. Mit ihren langen Wurzeln, die Nahrung und Halt suchen, bilden sie Brücken über Spalten und Risse. Man wundert sich, wie es einem Baum gelingen kann, auf diesen Steinblöcken zu existieren.

Neben den gesunden Bäumen hat es aber auch solche, die vom Wind gefällt wurden oder in die der Blitz eingeschlagen hat. Sie sind Nahrungsquelle für Insekten und Vögel und werden von diesen nach und nach zersetzt.

Im Sommer ist es tagsüber ruhig im Guferawald. Die Vögel schweigen, kein Wild ist zu sehen oder zu spüren, es ist still. Einzig die Waldameisen sind ununterbrochen mit der Beschaffung von Material beschäftigt. Die Kraft der Sonne hat ihren

1 Anm. der Redaktion: Der Name *Guferen* (Schreibform) bzw. *Gufera* oder *Gufer* ist in den Walsergebieten Graubündens, in Liechtenstein, Vorarlberg und im Werdenberg häufig, so in Wartau (zweimal), in Grabs und in der Gemeinde Sennwald nebst dem hier behandelten Gebiet am Saxerberg auch am Frümsnerberg und im Bereich des Schlosswaldes bei Büsmig/Frümsen. Das Wort *Gufer* gilt als Walserwort und steht für 'Felsblock, Geröll, Geröllhalde, steiniger Abhang'. Vgl. STRICKER, HANS, *Liechtensteiner Namenbuch*, Bd. 5, S. 225. Vaduz 1999.

Im Guferawald, einem Ruhe- und Rückzugsgebiet für die Tierwelt. Bild: Hans Tinner, Sax.

Höhepunkt erreicht. Am Boden wechseln sich Licht und Schatten ab. Dort, wo genügend Licht auf den Boden gelangt, findet man vereinzelt auch junge Bäume, Sträucher und Blütenpflanzen. Farne, vor allem die Hirschzunge mit ihren glänzenden Blättern, sind in den schattig-feuchten Spalten zu finden.

Stock und Stein: Die Wurzeln umklammern die Felsbrocken, als ob sie diese am Weiterrollen hindern wollten. Bild: Hans Tinner, Sax.

Ich gehe oft in den Guferawald, nicht etwa um Bäume anzuzeichnen oder um Käferbäume zu kontrollieren, sondern ganz einfach, weil es mich aus Gwunder immer wieder dorthin zieht.

*

Das Bergsturzgebiet Gufera steht wohl in Zusammenhang mit einem Ereignis des 17. Jahrhunderts, das der Werdenberger Chronist Nikolaus Senn unter dem Titel «Bergfahl zu Sax» erwähnt: «Den 10. Juli 1678 ist ein grosser Theil des stotzachtigen Gebirgs oberhalb dem Dorf Sax Zürcher Gebieths, auf zween starke Steinwürf lang und breith, mit entsitzlichem Krachen, abgerissen und auf die Ebne gestürzt. Da unter anderm ein ungeheures Stuck Felsen mit grossem Gewalt in zwey zersprungen, und sich in die Tieffe gesetzt. Gleich wol sind von diesem geschwinden Bergfahl weder Menschen noch Viehe beschädiget worden: Und befindit sich anjetzo an diesem Orth eine hohe felsichte Wand, da nichts lebendiges mehr weder hinauf noch hinabsteigen kann.»[2] H.J.R.

2 Senn, Nikolaus, *Werdenberger Chronik*. Chur 1860, S. 164.

Der Plumperwald, ein Schutzwald der Rhode Lienz

Sascha Kobler, Rüthi 423'329

Der Plumperwald, ein steiler Gebirgswald, liegt auf einer Höhe von 1300 bis 1500 m ü. M. nordöstlich des Hohen Kastens oberhalb des Plumper Kopfes, und hat eine Fläche von etwa zehn Hektaren.

Der auf dem Gebiet der Rhode Lienz (Gemeinde Altstätten) liegende Wald gehörte ursprünglich zur Alp Oberkamor und wurde zur Gewinnung von Brennholz für die Alphütte beziehungsweise für die Käseherstellung (bis 1953) genutzt. Mit der Bereinigung des Grundbuches und im Hinblick auf die Verwirklichung des Schutzwaldwiederherstellungs-Projektes Plumper–Kübel–Better ging der Wald 1984 in den Besitz der Rhode Lienz über.

Der Wald liegt vom Dorf Lienz sehr abgelegen und wurde in der Vergangenheit waldwirtschaftlich nicht genutzt, weil Erschliessungswege fehlten. Die Hauptbaumarten sind Fichten, Tannen und Buchen, während Bergahorn, Vogelbeere und Mehlbeere eher selten sind. Zum Teil sehr wuchtige Bäume zeigen, dass der Grund sehr wüchsig ist. Die abgelegene, ruhige Lage macht den Plumperwald auch für die Tierwelt interessant. So ist er die Kinderstube der Gams, seltener sind ebenfalls Reh und Hirsch anzutreffen, und oftmals zieht der Steinadler über ihm seine Kreise.

Ein wichtiger Schutzwald

Das Waldgebiet unter dem Kamor und dem Hohen Kasten – im Einzugsgebiet des Rötelbachs und des Schindlerenbachs – wird in der Gefahrenkarte der Schweiz und im Lawinenkataster als bekanntes Gefahrengebiet bezeichnet. Am oberen Rand wird der Wald zunehmend durch Lawinen und Gleitschnee zerstört, auch starke Steinschlagschäden sind festzustellen. Ausserdem ist der Baumbestand stark überaltert. So befinden sich im Plumperwald 726 Aren in der sogenannten Terminalphase, das heisst, im Schlussabschnitt des Lebenslaufs der Bäume. Lediglich 41 Aren sind mit Jungholz bewachsen, das aber massiv durch Wildverbiss beeinträchtigt ist. Besonders die Weisstanne bekundet extrem Mühe, zu überleben.

Wiederherstellungsprojekt

Die drohenden Gefahren sind erkannt worden, und 1984 wurde ein Gebirgswaldwiederherstellungsprojekt gestartet, in das der Plumperwald einbezogen

Blick vom Chüestein auf den Plumperwald. Ganz am oberen Bildrand links Plona und rechts Lienz.

Am oberen Waldrand des Plumperwaldes: Steinschlag und Erosion schwächen hier den Bestand.

wurde. Das Projekt beinhaltete die Erstellung eines Maschinenweges, Pflegemassnahmen und Aufforstungen. An die budgetierten Kosten von 380 000 Franken hatte die ortsbürgerliche Rhode Lienz 42 000 Franken zu leisten. Dieses Projekt war und ist nicht nur für Lienz von Bedeutung, auch auf Bundesebene wurde ihm ein hoher Stellenwert beigemessen. Das zeigt sich darin, dass es vom Bundesamt für Forstwesen zusammen mit einer Gebirgswaldsanierung im Berner Oberland zum nationalen Pilotprojekt erklärt wurde.

Waldbauprojekt B/C

Nachdem die Erschliessung abgeschlossen war, konnte im Jahr 1999 mit dem Waldbauprojekt B/C begonnen werden. Die Gesamtkosten von über einer Million Franken werden von Bund und Kanton mit rund 80 Prozent subventioniert.

Die Ziele dieses Projektes waren:

- Lösung der Wald-Wild-Problematik durch jagdliche und waldbauliche Massnahmen (Regulierung der Schalenwildbestände, Vergrösserung des Äsungsangebotes);
- Einleitung der Verjüngung;
- Erhaltung und Förderung der Schutzwirkung des Waldes durch nachhaltige waldbauliche Eingriffe.

Erste Erfolge haben sich bereits eingestellt. Im Schutz von quergefällten Bäumen und hohen Stöcken hat die Verjüngung eingesetzt. Die jungen Pflanzen werden gegen das Wild geschützt. Die in den neunziger Jahren geschlagenen Lichtungen mit alten Fichten und Tannen als Samenbäume begünstigen die Naturverjüngung. Wo diese fehlt, wird mit Gruppenpflanzungen nachgeholfen oder mit Schürfungen des Bodens das «Konkurrenzgras» entfernt. Damit der Wald vor Lawinen und Gleitschneedruck geschützt ist, werden Dreibeinböcke eingebaut.

Im Schutz der alten Stöcke stellt sich Verjüngung ein. Hier, auf 1400 m ü. M., gehört die Fichte zu den Pionierarten.

Lehrwald

Der Plumperwald ist mein persönlicher Lehrwald. Seit zwölf Jahren, zunächst als Lehrling und nun als verantwortlicher Revierförster, darf ich von ihm viel lernen. Vor allem lehrt er mich, dass ich bei meiner Arbeit viel Geduld haben muss. Denn die Verjüngung an der Waldgrenze geht langsam voran, und manchmal wird eine zwanzigjährige Arbeit in Sekundenschnelle zerstört, was in den beiden schneereichen Wintern Ende der neunziger Jahre der Fall war. In solchen Momenten braucht es immer wieder «Aufsteller». Solche sind für mich zum Beispiel das Spriessen der Blätter im Frühling, der kühlende Schatten des Waldes im Sommer und das farbenprächtige Laubdach im Herbst.

Quellen

KUSTER, WERNER, *Die Rhode Lienz. Lienz, Plona, Ober- und Mittelbüchel.* Altstätten 1995.

GRÜNBERGER, MARTIN, *Waldbauprojekt B/C Lienz 1998.* Rorschach 1998.

Bilder

Sascha Kobler, Lienz.

Der Alpwald der Ortsgemeinde Rüthi

Sascha Kobler, Rüthi 423.381

Wie der Name *Alpwald* sagt, gehört dieser Wald zu den Rüthner Alpen. Inneralp und Alp Kamm, heute reine Rinderalpen, sind im Besitz der Ortsgemeinde Rüthi.

Das Waldgebiet erstreckt sich vom Schwarzloch (1100 m ü. M.) über das Dürrenegg, den höchsten Punkt der Gemeinde (1383 m ü. M.), bis zur Gemeindegrenze.

Holznutzung und Erschliessung

Da der Rüthner Alpwald keine unmittelbare Schutzfunktion auszuüben hat und zudem eine schlechte Holzqualität aufweist, ist die Bewirtschaftung auf ein Minimum begrenzt. Vor allem als Folge eines verheerenden Föhnsturms von 1982 setzte eine grossflächige Verjüngung ein. Seit diesem Naturereignis wurden bis heute nur an vereinzelten Stellen zusätzliche Verjüngungseingriffe vorgenommen.

Die Waldränder sind wandernd, das heisst, die Grenzen zwischen Wald und Weide sind nicht klar gezogen. Vielerorts wurde der Wald früher beweidet und bot den Sömmerungstieren Schutz. Durch die Trittschäden wurden jedoch die Baumwurzeln geschädigt, und die Fichten neigten zu Rotfäule. Sie dienten vor allem als Brenn- und Pfahlholz für den Alpbetrieb.

Drei Waldgesellschaften sind im Alpwald am häufigsten anzutreffen: Zwergbuchs-Tannen-Fichtenwald (Trockenstandort mit mehrheitlich Fichten), Hochstauden-Tannen-Buchenwald (mit Buchen, Tannen und Fichten) und Karbonat-Tannen-Buchenwald (mit Buchen, Tannen und Fichten). An einzelnen Orten ist auch schon die Legföhre anzutreffen.

Mit dem Bau der Strasse zum Montlinger Schwamm Ende der sechziger Jahre waren gelegentliche Holzabfuhren über den Harderwald (Gemeinde Oberriet) möglich. Seit Mitte der achtziger Jahre führt eine Strasse – die Brunnenbergstrasse – von Rüthi her ins Gebiet. Der Arbeitsweg

Im Ruschwald, einem stufigen Gebirgswald mit Fichten, Tannen und Buchen. Im Hintergrund der Weiler Freienbach und das Dorf Oberriet.

Die Verjüngung in den Bärenlöchern hat einen schweren Stand: Beweidung und Wildverbiss setzen den jungen Bäumen hart zu; ab einer Höhe von einem bis zwei Metern kommt es aber zu einem kräftigen Wachstumsschub.

zur Bewirtschaftung hat sich dadurch stark verkürzt. Es handelt sich jedoch nur um eine Groberschliessung. Das Holz muss an vielen Orten mit dem Seilkran an die Strasse gerückt werden.

Mit der Erschliessung ist der Alpwald ein für Wanderer und Mountainbiker beliebtes Naherholungsgebiet geworden. Für die Bevölkerung eine grosse Bedeutung hat er aber nicht zuletzt als Trinkwasserspeicher. Das ganze Gebiet liegt deshalb in der Grundwasserschutzzone.

Im nördlichsten Teil des Alpwaldes stossen die Gemeinden Rüthi und Oberriet sowie die Rhode Lienz (Gemeinde Altstätten) aneinander. Der Grenzverlauf gab lange Zeit Anlass zu Grenzstreitigkeiten, die im 19. Jahrhundert schliesslich mit einer Grenzbereinigung beendet werden konnten. Seither markiert eine Landmarch die Stelle, wo sich die drei Gemeinden treffen.

Das Birkhuhn verschwindet...

Bis vor wenigen Jahren konnten im Frühling dort oben jeweils balzende Birkhähne beobachtet werden. Inzwischen gehört dieses beeindruckende Naturschauspiel der Vergangenheit an; nur noch selten sind einzelne Exemplare anzutreffen. Das Birkhuhn ist auf der roten Liste als gefährdet aufgeführt; der Bestand dieser Art ist vor allem in den Randgebieten ihrer Verbreitung rückläufig.

...der Schwarzkittel ist zurückgekehrt

1954 wurde im Alpwald das für lange Zeit letzte Stück Schwarzwild geschossen. 45 Jahre danach erlegte ein Rüthner Jäger nun an der beinahe gleichen Stelle wieder ein Wildschwein: Das Schwarzwild ist zurückgekehrt und fühlt sich in diesem Gebiet offensichtlich wieder «sauwohl» –, was bisweilen auch an den Spuren, die es in den Alpweiden hinterlässt, festzustellen ist. Zum Standwild gehören ebenfalls das Reh- und das Gamswild. Seltener trifft man Rotwild an.

Für mich als Förster hat der Alpwald eine besondere Bedeutung. Als junger Forstwartlehrling durfte ich nach dem ersten Holzerkurs 1990 im Ruschwald – einem Teil des Alpwaldes – meinen ersten Baum fällen. Die dicken Fichten mit Stammdurchmessern von bis zu einem Meter haben mir imponiert. Für das Entasten der wilden Wettertannen haben häufig selbst zwei Tankfüllungen der Motorsäge nicht gereicht. Solche Bäume haben Menschengenerationen überdauert. Wenn man sie fällt, entstehen beträchtliche Lücken im Wald, in denen jedoch wieder mehrere junge Bäume heranwachsen können.

Der Alpwald ist für mich auch ein beliebtes Jagdgebiet. Beim Ansitz auf das Wild kann ich mich von den Sorgen erholen, die mir der Wald als Förster bringt. Auf der Jagd kann ich den «Kopf leeren» und mich befreien von den tiefen Holzpreisen, den Statistiken und manchem anderem mehr, das mit «Försterromantik» nicht gerade viel zu tun hat.

Nach meiner Ansicht wäre der Rüthner Alpwald ein geeignetes Objekt für ein Naturwaldreservat. Natürlich müsste der Waldbesitzer angemessen entschädigt werden. Und wer weiss, auf längere Sicht bekommt der Rohstoff Holz möglicherweise wieder eine grössere Bedeutung, vielleicht wird Holz wieder einmal als «grünes Gold» bezeichnet. Doch bis dahin bleibt dem Förster die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass der Wald seine Schutz-, Nutz- und Wohlfahrtsfunktionen erfüllen kann. Trotz allem und gerade wegen der vielen Probleme ist das eine sinnvolle und dankbare Aufgabe.

Quellen

Wirtschaftsplan der Ortsgemeinde Rüthi von 1984.

Mündliche Überlieferungen.

Bilder

Sascha Kobler, Rüthi.